

Working Paper 08/2013

der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften

Stephan Voswinkel

Was wird aus dem ‚Fahrstuhleffekt‘? Postwachstum und Sozialer Aufstieg

ISSN 2194-136X

Stephan Voswinkel: Was wird aus dem ‚Fahrstuhleffekt‘? Postwachstum und sozialer Aufstieg. Working Paper der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften, Nr. 08/2013, Jena 2013.

Impressum

© bei den AutorInnen

DFG-Kolleg-
ForscherInnengruppe –
Postwachstumsgesellschaften

Humboldtstraße 34
07743 Jena

Internet:

www.kolleg-postwachstum.de

Redaktion/Layout:

Christine Schickert

christine.schickert@uni-jena.de

Die DFG-KollegforscherInnengruppe „Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. Dynamik und (De-) Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften“ – kurz: „Kolleg Postwachstumsgesellschaften“ – setzt an der soziologischen Diagnose multipler gesellschaftlicher Umbruchs- und Krisenphänomene an, die in ihrer Gesamtheit das überkommene Wachstumsregime moderner Gesellschaften in Frage stellen. Die strukturellen Dynamisierungsimperative der kapitalistischen Moderne stehen heute selbst zur Disposition: Die Steigerungslogik fortwährender Landnahmen, Beschleunigungen und Aktivierungen bringt weltweit historisch neuartige Gefährdungen der ökonomischen, ökologischen und sozialen Reproduktion hervor. Einen Gegenstand in Veränderung – die moderne Wachstumsgesellschaft – vor Augen, zielt das Kolleg auf die Entwicklung von wissenschaftlichen Arbeitsweisen und auf eine Praxis des kritischen Dialogs, mittels derer der übliche Rahmen hochgradig individualisierter oder aber projektförmig beschränkter Forschung überschritten werden kann. Fellows aus dem In- und Ausland suchen gemeinsam mit der Jenaer Kolleggruppe nach einem Verständnis gegenwärtiger Transformationsprozesse, um soziologische Expertise in jene gesellschaftliche Frage einzubringen, die nicht nur die europäische Öffentlichkeit in den nächsten Jahren bewegen wird: Lassen sich moderne Gesellschaften auch anders stabilisieren als über wirtschaftliches Wachstum?

Stephan Voswinkel

Was wird aus dem ‚Fahrstuhleffekt‘? Postwachstum und Sozialer Aufstieg

Abstract

Upward social mobility is a promise of modernity, but as a zero-sum game it also carries a latent potential for conflict. For a long time, the latter was moderated through economic growth allowing for collective upward mobility to be perceived as a universal condition. However an enduring lack of growth brings the conflictual nature of upward mobility to the fore. The paper examines various processes and institutionalizations that can moderate this zero-sum character. In a negative scenario, the paper also explores possible changes in people's upward social orientations under conditions of a lack of growth that can already be observed in rudimentary form today. Finally, it advocates for a decoupling of the modern promise of an improving quality of life from social status without ignoring the normative claims for upward social mobility in a society characterized by social inequality.

Zusammenfassung

Sozialer Aufstieg ist ein Versprechen der Moderne, das aber einen latenten Konfliktgehalt als Nullsummenspiel besitzt. Wirtschaftliches Wachstum hat diesen lange Zeit moderieren können, so dass Sozialer Aufstieg universal verstanden werden konnte. Fehlendes Wachstum bedingt, dass die Konflikthaftigkeit des Sozialen Aufstiegs stärker in den Vordergrund tritt. Der Beitrag untersucht verschiedene Prozesse und Institutionalisierungen, die den Nullsummencharakter moderieren können, und betrachtet in einem Negativszenario mögliche Veränderungen der Aufstiegsorientierung unter Bedingungen fehlenden Wachstums, die bereits in Ansätzen in der Gegenwart zu beobachten sind. Schließlich wird dafür plädiert, die modernen Versprechen einer Verbesserung der Lebensqualität von ihrer Bindung an Sozialen Aufstieg zu entkoppeln, ohne aber die normativen Ansprüche auf Sozialen Aufstieg in einer von sozialer Ungleichheit geprägten Gesellschaft auszublenden.

Address of the Author

Stephan Voswinkel
Institut für Sozialforschung
an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main
Senckenberganlage 26
60325 Frankfurt am Main

voswinkel@em.uni-frankfurt.de

1. Einleitung

Die Debatte um Postwachstum wird weitgehend losgelöst von Fragen sozialer Ungleichheit und sozialer Mobilität geführt.¹ Thematisiert werden allenfalls Aspekte *globaler* Ungleichheit. Dann geht es zum Beispiel um die Frage: Inwieweit müssen weniger entwickelte Länder noch wachsen, während entwickelte Länder in eine Postwachstumsgesellschaft übergehen oder übergehen sollten? Die Debatte in den entwickelten Ländern ist hingegen von einer „Wir“-Rhetorik durchzogen, der suggestiven Vorstellung also, Fragen des „guten Lebens“ oder aber des „Verzichts“ seien an „die Gesellschaft“, an „Uns“ adressiert. So zum Beispiel die Rhetorik von Tim Jackson: „In dem Maße, in dem wir es uns heute gut gehen lassen, graben wir systematisch dem guten Leben von morgen das Wasser ab.“ (Jackson 2011: 24)² Man mag das als ein rhetorisches Mittel betrachten, Gemeinsamkeit zwischen Sprecher und Auditorium sowie unter den Zuhörern zu stiften. Doch oft ist es mehr: Die Ausblendung sozialer Unterschiede unter denjenigen, die von ausbleibendem Wachstum betroffen sind und damit implizit ein gewisser Mittelschicht-Bias der Debatte.

Ich möchte im Folgenden die Frage des Verhältnisses von Wachstum und Ungleichheit nicht in erster Linie gerechtigkeitstheoretisch behandeln, also nicht danach fragen, inwieweit es nach welchen Maßstäben sozialer Gerechtigkeit für soziale Gruppen akzeptabel ist, die Folgen ausbleibenden Wachstums zu tragen. Und erst recht will ich nicht behaupten, dass die Auswirkungen des *Wachstums* gerecht verteilt wären, Fragen sozialer Gerechtigkeit also erst oder verstärkt bei *ausbleibendem* Wachstum aufträten. Offensichtlich kann Wachstum Ungleichheiten ebenso verstärken wie abschwächen. Die Vorstellung, Wachstum mindere soziale Ungleichheit, ist also zumindest voreilig und eher eine naheliegende Rechtfertigungsfigur für eine Wachstumspolitik.³ Ich möchte mich vielmehr einem besonderen Aspekt sozialer Ungleichheit zuwenden: dem Sozialen Aufstieg. Hier gibt es tatsächlich gute Gründe für die Annahme, dass wirtschaftliches Wachstum die Möglichkeiten sozialer Aufstiege erleichtert bzw. die Konflikthaftigkeit des Aufstiegsstrebens vieler moderiert. Dieser Zusammenhang wird also in Frage gestellt, wenn das Wachstum sich vermindert oder gar ausbleibt. Die folgende Betrachtung widmet sich also dem Zusammenhang zwischen fehlendem Wachstum bzw. Postwachstum und sozialem Aufstieg. Es geht mir also darum, die Implikationen herauszuarbeiten, die mit einem Ende des Wachstums für Prozesse und Formen Sozialen Aufstiegs verbunden sein können.

Natürlich ist es wesentlich, ob wir dann, wenn wir von Postwachstum sprechen, eine *Krise* ansprechen, also den Umstand, dass wir es mit einem Defizit des Kapitalismus zu tun haben, der nicht mehr wächst oder sein Wachstumspotenzial nicht ausschöpft, oder ob wir von einem normativ *erwünschten Zustand*

¹ Ich will nicht behaupten, den Beteiligten sei das Problem der Ungleichheit nicht präsent, aber bislang wird es nur rudimentär und keineswegs systematisch im Zusammenhang mit Postwachstumskonzepten reflektiert.

² Auch Nico Paech (2013: 202) schreibt verallgemeinernd: „Erst kommt die Befreiung von Unmündigkeit, Knappheit und Not, dann der Überfluss und zunehmend grenzenlose Selbstverwirklichung, irgendwann wird die Zeit zum Engpassfaktor und die Konsumverstopfung leitet zum Burnout über.“

³ Allerdings reicht das Argument, das derzeitige Wirtschaftswachstum führe nicht (mehr) zu einer Verringerung sozialer Ungleichheit (etwa Seidl/Zahrnt 2010: 32), für sich allein auch nicht aus, um den Abschied vom Wachstum im Hinblick auf soziale Ungleichheit für unproblematisch zu erklären. Denn die Frage bleibt unbeantwortet, ob fehlendes Wachstum die Ungleichheit nicht *noch mehr* vergrößert, jedenfalls unter kapitalistischen Bedingungen. Denn der Kapitalismus ist eine Gesellschaft nicht des Wachstums, sondern des *Wachstumszwangs*.

sprechen, der aus verschiedenen Gründen angestrebt werden sollte: aus ökologischen oder aus Gründen eines „guten Lebens“. Mit anderen Worten: Ob es sich bei einer „Postwachstumsgesellschaft“ um eine *Bedrohung* oder um eine *Verheißung* handelt. Ich klammere diese Frage in diesem Aufsatz gleichwohl aus. Vielmehr glaube ich, dass wir uns zunächst grundsätzlich über den sozialen Gehalt des Sozialen Aufstiegs und über Zusammenhänge mit wirtschaftlichem Wachstum Klarheit verschaffen sollten. Dies scheint mir allerdings auch deshalb notwendig zu sein, weil auch ein politisches Projekt für eine Postwachstumsgesellschaft sich mit den Implikationen für Sozialen Aufstieg befassen muss.

Sozialen Aufstieg verstehe ich dabei in erster Linie *handlungstheoretisch* als eine Form, in der Menschen mit sozialer Ungleichheit umgehen, in der sie diese für sich beweglich und veränderbar machen. In einem präzisen Sinne handelt es sich bei Sozialem Aufstieg um eine *relationale Positionsverbesserung* in der vertikalen Dimension sozialer Ungleichheit, die von Individuen, aber auch sozialen Gruppen erreicht bzw. angestrebt werden kann.

Aus einer *funktionalistisch-makrosoziologischen* Perspektive heraus, die hier nicht im Vordergrund stehen soll, könnte man mit Friedrich Fürstenberg davon sprechen, dass „die sozialen Aufstiegsprozesse (...) eine fortwährende Dynamisierung der Gesamtgesellschaft“ bewirken (Fürstenberg 1969: 111), eine Dynamisierung, die, so die These von Christoph Deutschmann (2009), für gesellschaftliche Innovationen und somit für den Kapitalismus generell zentral ist.

Zum andern betrachte ich Sozialen Aufstieg aus einer normativen Perspektive. Ich möchte mich von einer rein deskriptiven Behandlung absetzen, wie sie in der Soziologie unter dem Begriff „Soziale Mobilität“ üblich ist. Dieser ist ein um seinen normativen Gehalt bereinigter deskriptiver Begriff, der Auf- und Abstiege mit horizontalen und räumlichen Positions- und Ortswechseln auf eine Stufe stellt und damit auch von den psychosozialen Implikationen abtrennt: Auf- und Abstiege sind dann nicht mehr mit Hoffnungen und Enttäuschungen verbunden, sondern einfach „neutrale“ Vorgänge. Allerdings kommt, wie meist, die vertriebene Normativität durch die Hintertür wieder herein. Denn da der Gegenbegriff zu Mobilität die „Immobilität“ ist, erfährt die Mobilität eine positive, die Immobilität hingegen eine negative Wertung: Hauptsache es kommt Bewegung in die Sozialstruktur und der Mensch soll vor allem nicht am Status quo kleben, sondern sich „aktivieren“ (Lessenich 2006).

Ich stelle schließlich mit Absicht den „Aufstieg“ in das Zentrum der Betrachtung und nicht etwa Begriffe wie den „Statuswettkampf“ oder den „positionalen Wettbewerb“, in dem der soziale Status als knappes Gut behandelt wird, um den alle Gesellschaftsmitglieder konkurrieren. Ohne bestreiten zu wollen, dass – sei es aus anthropologischen, biologischen, aus kulturellen oder aus Zwängen des (kapitalistischen) Wirtschaftssystems heraus – ein verallgemeinerter Positionswettkampf existiert⁴, möchte ich doch betonen, dass der Blick auf den *Sozialen Aufstieg* unmittelbar auf bestehende soziale Ungleichheitsstrukturen Bezug nimmt. Damit ist eine normative Akzentsetzung verbunden, weil die Benachteiligung von Teilen der Gesellschaft von vornherein als Ausgangspunkt genommen wird, vor deren Hintergrund Aufstiegsstreben nicht einfach normativ missbilligt werden kann. Eine solche

⁴ Lucia Reisch (1995) hat dem der Wirtschaftstheorie zugrunde liegenden Leitbild des Positionswettbewerbs eine umfassende Studie gewidmet, von der ich sehr profitiert habe.

negative Wertung aber ist dem Begriff des Positionswettbewerbs implizit eingeschrieben.⁵ Denn nun müsste unterschieden werden können zwischen „normativ legitimem“ Aufstiegsstreben *in* die Mitte und „normativ illegitimem“ Aufstiegsstreben *aus* der Mitte nach oben. Diese Unterscheidung ist zum einen kaum durchführbar, sind doch Erfahrungen der Benachteiligung, wie die Theorie der relativen Deprivation lehrt, relativ und kontextbezogen, und zum andern würde sie mit einer Apologie der Mitte einhergehen, die Herfried Münkler (2010) kürzlich mit dem Wert des „Maßes“ und die Cornelia Koppetsch (2013) neuerdings mit der „Wiederkehr der Konformität“ in Verbindung gebracht hat. Demgegenüber bewahrt der Begriff des Sozialen Aufstiegs *auch* einen emanzipativen normativen Gehalt, als Emanzipation aus deprivierten Verhältnissen, als Bekämpfung statusbezogener Scham (Neckel 1991), als Anspruch auf Teilhabe und auf persönliche und soziale Entfaltung.

In meinem Beitrag werde ich zunächst Wachstum und Sozialen Aufstieg als moderne Versprechen und normative Ansprüche darstellen (2). Sozialer Aufstieg ist potenziell konflikthaft, sofern er einen Nullsummencharakter gewinnt. Diese Konflikthaftigkeit kann durch verschiedene Prozesse und Institutionalisierungen (den „Fahrstuhleffekt“ des Wachstums, Unterschichtungsphänomene, Entwicklungen horizontaler Mobilität, Erweiterungen des zeitlichen Horizonts und zeitlich erwartungsfeste Institutionalisierungen) moderiert werden (3). Dann werde ich skizzenhaft Elemente eines Negativszenarios der Folgen der Erschwernisse Sozialen Aufstiegs infolge fehlenden Wachstums entwerfen, die derzeit bereits in Veränderungen der bisherigen „Aufstiegsgesellschaft“ Deutschland ansatzweise erkennbar sind (4). In der sich hier abzeichnenden *Krise der Aufstiegsorientierung* werde ich drei Dimensionen identifizieren: die stärkere Partikularität persistenter Aufstiegsorientierung, ihre anomische Veränderung und ihre paradoxalen Implikationen (5). Schließlich werde ich im Sinne eines Bewältigungsvorschlags der Krise der Aufstiegsorientierung dafür plädieren, die Versprechen von Lebensqualität und Selbstentfaltung von Aufstieg und Wachstum zu entkoppeln (6). Abschließend ziehe ich in einem Fazit (7) ein Resümee im Hinblick auf die Notwendigkeit der Verbindung zwischen der Debatte um ein gutes Leben und derjenigen um soziale Ungleichheit.

2. Das Versprechen des Wachstums und des Sozialen Aufstiegs

Wie Wachstum, das nicht nur als ökonomisches Phänomen betrachtet werden darf, sondern das historisch mit dem Versprechen eines sozialen und normativen Fortschritts verknüpft war, der materielle Not beheben, Lebensoptionen und Freiheiten erweitern kann, so ist auch die Möglichkeit des *Sozialen Aufstiegs* ein wesentlicher Wert der bürgerlichen Emanzipation aus einer stationären, auf die Privilegien von Geburt und Stand gegründeten Gesellschaft. Es ist ein Ausdruck der Werte von

⁵ So verengt auch Lucia Reisch den Blick auf die „Positionalität“ auf das Streben nach Vorrang, wenn sie „ein Verhalten oder Denken als positional (bezeichnet), das zum Ziel hat, den eigenen Vorrang gegenüber anderen auszubauen oder zu verteidigen“ (Reisch 1995: 2). Diese Verengung ist kaum sachlich begründbar, aber sie erlaubt eine negative Bewertung.

- Freiheit, nämlich *von* den Bedingungen der Herkunft und den Zuschreibungen des Standes und *für* ein Leben entsprechend eigenen Bedürfnissen,
- Gleichheit, nämlich Chancengleichheit *gegen* die verfestigten Askriptionen zu Zugehörigkeiten und *für* gleiche Möglichkeiten der Entfaltung und der Freiheit und
- Leistungsgerechtigkeit, nämlich der Statuszuweisung entsprechend individueller und kollektiver Leistung als Beitrag zum Gemeinwohl der Gesellschaft.⁶

In der *kapitalistischen* Moderne war Wachstum allerdings stets verbunden mit der Entwicklung von Produktivkräften durch Akkumulation von Kapital, mit Prozessen der Innovation als schöpferischer Zerstörung und mit der „fortwährende(n) Umwälzung der Produktion, (der) ununterbrochene(n) Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, (der) ewige(n) Unsicherheit und Bewegung“ (Marx/Engels 1969/1848: 465). Es war insofern ein Mittel zur Erzeugung von Profit und verknüpft mit sozialen Erschütterungen. Und umgekehrt ist der Kapitalismus nicht nur eine Wirtschaft, die wächst, sondern die zum Wachsen *gezwungen* ist.⁷ Ein Kapitalismus ohne Wachstum ist ein Kapitalismus in der Krise und diese ist mit sozialen Folgen verbunden: Arbeitslosigkeit, Lohnverfall, Krise der Staatsfinanzen.

In der normativen Dimension des Sozialen Aufstiegs sind zwei Perspektiven miteinander konflikthaft verknüpft:

Auf der einen Seite ist Sozialer Aufstieg ein Versprechen und normativer Anspruch auf individuellen bzw. gruppenbezogenen Fortschritt in Richtung auf mehr individuelle Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit, auf Selbstwirksamkeit, ein höheres Maß an Wertschätzung in der Gesellschaft und auf eine Realisierung von Leistungsgerechtigkeit und Chancengleichheit. Sozialer Aufstieg unterstellt die Möglichkeit, die Zuordnung von Personen und Gruppen zu Positionen in den Strukturen sozialer Ungleichheit zu lösen. Mit Aufstieg verbinden sich Erwartungen und Ansprüche auf

- einen höheren materiellen Lebensstandard. Dies drückt sich allgemein in höherem Einkommen und Vermögen aus, aber konkreter auch im Anspruch auf bessere Wohnverhältnisse, mehr Mittel für die Mobilität, für die Gesundheit und auch für mehr Freizeit und einen höheren Lebensstandard, incl. der *Qualität* der erreichbaren Konsumgüter. Einkommen steht allgemein für die Erweiterung von Lebensoptionen, die man mit Geld möglich machen kann.
- einen Zuwachs an Bildung und „Zivilität“, also – in Bourdieus Worten – an zertifiziertem und an inkorporiertem kulturellem Kapital (Bourdieu 1983).

⁶ In der mittelalterlichen Gesellschaft herrschte eine pessimistische Vorstellung vom irdischen Los vor und die Vorstellung, über die Stände hinweg aufsteigen zu können, war der Masse der Bevölkerung fremd. (Reisch 1995: 181f.; Welzer 2013: 40f.) Mit Aufstieg verbundene Wünsche und Hoffnungen waren vielmehr eher auf das Jenseits gerichtet, in dem – wie das Christentum lehrte – „die Letzten die Ersten sein“ werden. (Allerdings sollte, so Fürstenberg (1969: 15), nicht von einem allgemeinen „Sozialfatalismus“ gesprochen werden. Er verweist als Beispiele auf große Wanderungsbewegungen wie die Ostkolonisation oder auf die allerdings auf einen Stand begrenzten Kämpfe um Macht und Ansehen innerhalb des Adels).

⁷ Das ist allerdings nicht unbedingt im nationalstaatlichen Rahmen zu sehen. Kapitalistische Unternehmen können durchaus wachsen, ohne dass die nationale Wirtschaft ihres Standorts wächst; es muss nur die Wirtschaft anderenorts wachsen.

- mehr Autonomie in der Lebensgestaltung, in der Verfolgung von Lebensentwürfen und in den Möglichkeiten, Entscheidungen zu treffen. Aufstieg verspricht in diesem Sinne eine erweiterte Entfaltung des Selbst.
- einen Zugewinn an Macht durch Verfügung über Ressourcen sowie erweiterte Anordnungsbefugnisse durch positionalen Aufstieg in Organisationen. Der Machtzuwachs ermöglicht eine größere Autonomie in der eigenen Lebensgestaltung und in der Verfolgung eigener Ziele nicht zuletzt durch die erweiterte Nutzbarmachung von Ressourcen anderer Akteure.
- ein höheres Maß an Einfluss durch die Integration in Netzwerke, die durch einen höheren sozialen Status erreichbar sind. Hierdurch wird wiederum der Wert des eigenen Netzwerknotens gesteigert.
- erweiterte Möglichkeiten sozialer Distinktion und damit einer Befestigung des eigenen Status.

Auf der anderen Seite ist Sozialer Aufstieg eine Legitimation einer meritokratischen Gesellschaft und damit auch von sozialer Ungleichheit. Sozialer Aufstieg ist eine partikulare Form des Umgangs mit sozialer Ungleichheit. Damit eignet ihm ein Zug zur Individualisierung und damit zur Verallgemeinerung von Konkurrenz. Sozialer Aufstieg lenkt ab von der Veränderung der Ungleichheitsstrukturen und der Lebensbedingungen auf gegebenen sozialen Positionen und orientiert auf *partikulare* Besserstellungen durch Wechsel der Position. Die Formel „Nicht alle, aber jeder“⁸ bringt die spezifische Kombination von Gleichheit und Ungleichheit zum Ausdruck, die eine Orientierung auf Sozialen Aufstieg kennzeichnet. Eine Gesellschaft, die von einer solchen Kultur des individuellen Aufstiegs geprägt ist – gemeinhin wird dies der US-amerikanischen Gesellschaft zugeschrieben – kann sich deshalb zugleich als egalitär *und* ungleich verstehen.

Die Möglichkeit des Sozialen Aufstiegs führt zu einer neuen Bewegung im Verhältnis von „exit“ und „voice“ im Sinne von Albert Hirschman (1974). Versteht man Aufstieg im Sinne eines Positionswechsels als eine Form von „exit“ – nämlich als Verlassen der gegenwärtigen sozialen Position mit ihren Lebensbedingungen –, so beeinflusst dies auch die Entwicklung von Ansprüchen und Handlungsweisen auf der gegenwärtigen Position. In welcher Richtung dies geschieht, ist allerdings vorab nicht bestimmbar. Exit kann voice substituieren: Die Abwanderungsmöglichkeit senkt die Bereitschaft zum Widerspruch. Oder exit und voice können sich komplementär entwickeln: Die Abwanderungsmöglichkeit ermutigt zum Widerspruch, weil sie selbst eine Ressource in der Interessenwahrnehmung auf der gegenwärtigen Position ist oder weil sie überhaupt erst die Vorstellung ermöglicht, die Dinge könnten auch anders sein. Es erscheint sehr plausibel, dass die Eröffnung von Aufstiegsmöglichkeiten in der Durchsetzung der Moderne überhaupt erst bei den unteren Ständen die Möglichkeit vor Augen treten ließ, dass die Welt und ihr Leben auch anders sein könnten.⁹

⁸ Diese Formel bringt zum Ausdruck, dass zwar nicht alle sozial aufsteigen, also etwa der „Oberschicht“ angehören können, aber dass jeder einzelne die Möglichkeit hat, dies zu erreichen.

⁹ In diesem Sinne kann man auch erst dann, wenn Exit-Möglichkeiten existieren, von loyalty sprechen, der dritten von Hirschman betonten Kategorie. Loyalität stellt eine Bindung an die gegebene Position dar, die von Abwanderung trotz

3. Konflikthaftigkeit des Sozialen Aufstiegs und Formen seiner Moderierung

Die mit Sozialem Aufstieg verbundenen Erwartungen und Ansprüche haben in unterschiedlichem Maße einen Nullsummencharakter, das heißt, die Erfüllung der Erwartungen des einen setzt mehr oder weniger die Nichterfüllung der Erwartungen anderer voraus. Wenn Sozialer Aufstieg Nullsummencharakter besitzt, also hochgradig kompetitiv ist, impliziert er Konflikte um die Verteilung sozialer Positionen. Die Intensität dieser Konflikte bzw. des „Positionswettkampfs“ wird von Bedingungen und gesellschaftlichen Strukturelementen beeinflusst. Ich will im Folgenden einige erläutern, die als Moderatoren der Konflikthaftigkeit Sozialen Aufstiegs angesehen werden können.

Der Rolltreppeneffekt

Ulrich Beck (1986) hat die Metapher vom „Fahrstuhleffekt“ geprägt, der es möglich macht, dass allen oder den meisten Mitgliedern der Gesellschaft soziale Niveauverbesserungen möglich sind, ohne dass sie einen Sozialen Aufstieg im engeren Sinne einer *relationalen* Positionsverbesserung erreichen. Ich bevorzuge gegenüber dem „Fahrstuhleffekt“ die Metapher des „Rolltreppeneffekt“, die wir Robert Castel (2005: 45, Fn.13) verdanken. Das Bild der Rolltreppe ist nämlich präziser, da hier die vertikale Differenzierung sozialer Positionen anschaulicher wird. Sozialer Aufstieg im eigentlichen Sinne liegt dann vor, wenn die Reihenfolge der Einzelnen auf der Rolltreppe sich verändert. Durch das Hinaufrollen der Rolltreppe können aber Verbesserungen im Lebensstandard oder in anderen Dimensionen stattfinden, ohne dass die Reihenfolge der Einzelnen auf den Rolltreppenstufen sich ändert, ohne dass also soziale Aufstiege im engeren Sinne stattfinden. Natürlich kann es Kombinationen geben, etwa Überholende auf einer fahrenden Rolltreppe.

Das Bild vom Rolltreppeneffekt illustriert, dass wirtschaftliches Wachstum die Konflikthaftigkeit Sozialen Aufstiegs moderieren, verringern kann. Fährt die Rolltreppe nach oben, so können diejenigen, die ihre relative Position nicht verbessern, das Überholen Anderer auf der Rolltreppe leichter hinnehmen, da sich ihre Lebensbedingungen ebenfalls – wenn auch in schwächerem Maße – verbessern. Sozialer Aufstieg auf der nach oben fahrenden Rolltreppe ermöglicht drei Entwicklungen zugleich: Erstens eine Verbesserung des Lebensstandards für alle. Zweitens die konfliktschwächere Möglichkeit für Einzelne, ihre individuelle Position in der Statushierarchie zu verbessern. Damit kann die Möglichkeit des Sozialen Aufstiegs schließlich von der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen *auf* der jeweiligen Position umlenken auf diejenige *durch den Wechsel* der Position. Aber auch die andere Verbindung von exit und voice ist denkbar: Nämlich die Erhöhung der Ansprüche *auf* der Position, weil mit der Möglichkeit des Aufstiegs die Vorstellung denkbar wird, dass eine Änderung *überhaupt* möglich ist.

Unzufriedenheit abhält. Sie kann normativ, durch Milieubindungen oder durch Kosten der Abwanderung bedingt sein. Auf jeden Fall setzt Loyalität das Vorhandensein einer Entscheidungsmöglichkeit voraus; Alternativlosigkeit macht Loyalität unmöglich bzw. unnötig.

Individueller und kollektiver Aufstieg

Sozialer Aufstieg besitzt eine *individuelle und eine kollektive* Seite. Die soziologische Mobilitätsforschung beschreibt Positionsveränderungen innerhalb einer als gegeben vorgestellten Struktur sozialer Ungleichheit. Auch dann, wenn diese Positionswechsel in großer Zahl erfolgen, werden sie als individuelle Vorgänge betrachtet, nicht als Aufwertung einer sozialen Gruppe oder Kategorie. Schichtmodelle sind hierzu auch kaum in der Lage, legen sie doch formale Abstufungen an, etwa entlang von Einkommen oder Bildungsgrad. Um es zugespitzt zu formulieren: Die Mittelschicht wird die Oberschicht auf der Rolltreppe nie überholen können, weil sie ja als Mitte definiert ist.

Dies stellt sich anders dar, wenn wir zum Beispiel Milieus, Berufe oder andere soziale Gruppen in den Blick nehmen, die in einem Kampf um Anerkennung ihre Wertigkeit bzw. diejenige der von ihnen repräsentierten Werte und Ressourcen steigern können. Eben dies versucht Bourdieu mit der Kategorie des symbolischen Kapitals in den Blick zu nehmen, das ja dadurch definiert ist, dass es den spezifischen Kapitalsorten ein bestimmtes Prestige, eine Legitimation verleiht. Um ein Beispiel anzuführen: Eine bestimmte Berufsgruppe kann ihren kollektiven Status verbessern, wenn es ihr gelingt, ihren Leistungsbeitrag in der gesellschaftlichen Bewertung zu steigern. Diese Aufwertung kann in den verschiedenen Dimensionen gesellschaftlicher Rangdifferenzen unterschiedlich ausfallen: Der Investmentbanker hat beispielsweise in den letzten Jahren massiv an sozialem Prestige verloren, jedoch kaum an Einkommen. Andererseits vollzog sich in den letzten Jahrzehnten eine Höherbewertung des Controllers gegenüber dem Ingenieur. Solche Auseinandersetzungen um das Sozialprestige sozialer Gruppen können zu einer primär moralischen Aufwertung führen, sich aber auch zum Beispiel im Einkommen niederschlagen, wenn sie mit Knappheits- und mit Machtveränderungen einhergehen.

Wenn eine Gruppe eine gewisse kollektive Identität besitzt und sich die Gruppenzugehörigen mit ihr identifizieren, dann kann der einzelne Gruppenzugehörige den Aufstieg der sozialen Gruppe als eigenen Aufstieg empfinden. Die Erwartung, die Verbesserung der Lage und der Anerkennung der Arbeiterschaft mit der Ermöglichung und Förderung individuellen Aufstiegs *aus der* Arbeiterschaft zu verbinden, war das Projekt des „sozialdemokratischen Zeitalters“. Hier galten soziale Aufstiegsmöglichkeiten als Element einer Verbesserung der Lage der Lohnabhängigen und als Versprechen eines sozialen Ausgleichs im Rahmen bestehender sozialer Ungleichheiten.¹⁰ Aber auf der anderen Seite führen Aufstiegsprozesse auch zur Schwächung von „loyalty“ (Hirschman), nämlich zu Auflösungstendenzen der Identifizierung mit der sozialen Gruppe. Arbeitereltern haben diese Widersprüchlichkeit erlebt, wenn sie die Milieuentfremdung ihrer Kinder bei deren Bildungsaufstieg erlebten, den sie zugleich wünschten, und Gewerkschaften mussten erfahren, dass viele ihrer Jugendvertreter für sie verloren waren, weil sie baldmöglichst versuchten, auf dem Zweiten Bildungsweg den Weg zum Studium zu beschreiten, um nicht weiterhin als Arbeiter tätig sein zu müssen und sich damit bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Auch der Aufstieg einer großen Zahl von Facharbeitern in Angestelltenbereiche hat ebenso wenig wie derjenige von Arbeiterkindern in der

¹⁰ Wie Josef Mooser (1984: 113) gezeigt hat, hat die Vermehrung der Chancen von Arbeitern zum beruflichen Aufstieg in der Nachkriegszeit die „Proletarität“ aufgebrochen, als deren Kennzeichen die „Vererbung der proletarischen Lage“ galt, die wiederum verbreitet als Voraussetzung systemoppositionellen Klassenbewusstseins angesehen wurde.

Bildungsexpansion der 1970er Jahre zur Aufwertung der Arbeiterschaft geführt. Im Gegenteil hat sie zu deren Entwertung beigetragen, weil die Arbeiter und die Arbeiterkinder, denen der Aufstieg nicht gelang, nun umso mehr als Erfolglose galten (Mooser 1984: 216 ff.; Beaud/Pialoux 2004).¹¹

Die „Unterschichtung“

Will man Aussagen über soziale Aufstiegsprozesse und -optionen machen, so ist es erforderlich, deutlich zu machen, für welche Zone sie gelten und in welchem Bezug diese zu anderen Zonen steht. So zeigt der Blick zurück in die Zeit des „Fahrstuhleffekts“, die 1950er bis 1970er Jahre der Bundesrepublik, dass der Blick auf die deutsche Bevölkerung bezogen war. Für sie konnte die Rolltreppe auch deshalb nach oben fahren, weil die unteren Stufen von zugezogenen, in der Regel unqualifizierten MigrantInnen aufgefüllt wurden. Dieser Vorgang wird häufig als „Unterschichtung“ bezeichnet, in der die Migranten „in die untersten Positionen der Sozialstruktur des Einwanderungslandes ein(treten)“ (Hoffmann-Nowotny 1987: 48). Dadurch wird den Inländern ein Aufstieg auf der Rolltreppe erleichtert, weil die ImmigrantInnen die Arbeiten übernehmen, die im Aufstiegsprozess von den InländerInnen nicht mehr ausgeübt werden, aber – jedenfalls im Rahmen bestimmter, damals fordistischer Produktionsformen – erledigt werden müssen. Der Begriff ist insofern nicht ganz präzise, weil die Zugewanderten nicht als einheitliche Schicht dauerhaft auf der untersten Stufe verharren, sondern sich im Laufe der Zeit in unterschiedlichem Maße ebenfalls auf der Rolltreppe nach oben bewegen konnten (Geißler 2011: 248f.). Und er wäre missverstanden, würde man ihn auch in dem Sinne auffassen, dass eine Schicht *unter* die Ungleichheitshierarchie der deutschen Bevölkerung geschoben worden wäre. Vielmehr ermöglichte das Wirtschaftswachstum dieser Zeit den Aufstieg der deutschen Bevölkerung, weil auch bei den qualifizierteren Positionen ein hoher Arbeitskräftebedarf existierte, der Aufstiegsprozesse ermöglichte, wodurch auf den unteren Stufen der Arbeitskräftebedarf entstand, der dann von den MigrantInnen befriedigt wurde.

Der Rolltreppeneffekt in der Zeit des „kurzen Traums immerwährender Prosperität“ (Lutz 1984) der 1950er/1970er Jahre bezieht sich also auf die deutsche Bevölkerung und wurde ermöglicht durch eine jedenfalls zeitweilige Unterschichtung durch die Zuwanderung von MigrantInnen. Für diese stellte die Migration allerdings ihrerseits in gewissem Sinne einen Sozialen Aufstieg dar¹² – oder genauer: sollte sie die Grundlage für einen Sozialen Aufstieg legen –, der zunächst nach einer Phase der Arbeit in Deutschland im Herkunftsland realisiert werden sollte, später dann als Familienprojekt an die Kinder delegiert – oder aber auch enttäuscht – wurde. Soziale Aufstiegsprozesse, das ist der Zweck dieser

¹¹ Es gibt auch den Fall, in dem der Aufstieg einer zuvor minderrangigen Gruppe in einen angeseheneren Bereich zur Entwertung des letzteren Bereichs führt. Auf ein solches Phänomen bezieht sich die häufig angeführte These, der zufolge Branchen, in denen der Frauenanteil – auch in Führungspositionen – steigt, als im Sozialprestige abstiegsgefährdet angesehen werden müssen.

¹² Insofern kann man für die damalige Zeit des Wachstums und der Arbeitskräfteknappheit von einem „asymmetrischen Interessenkompromiß“ zwischen deutschen und ausländischen Arbeitern sprechen (Dörre 1997: 81). Die faktische Infragestellung durch die nachfolgenden Generationen „mit Migrationshintergrund“ und die normative Delegitimierung der „Unterschichtung“ haben diesen Interessenkompromiss zweifellos aufgehoben.

Bemerkungen, sind also in einem transnationalen Horizont zu betrachten. Und Migrationsprojekte sind eine Form Sozialen Aufstiegs.

Differenzierung von Aufstiegsfeldern

Modelle vertikaler Mobilität gehen implizit von einer allgemeinen hierarchischen Schichtung der Gesellschaft aus. Entweder reduzieren sie dabei die Kriterien für soziale Ungleichheit auf ein einzelnes: etwa das Einkommen oder die Bildung. Oder sie beruhen auf dem Glauben, verschiedene Kriterien zu einer Gesamtskala integrieren zu können, indem sie etwa „Prestige“ als ein solch integratives Konzept verstehen. Manchmal vollziehen sie diese Integration, indem sie sich an Selbsteinstufungen orientieren, es also den Menschen überlassen, sich einer bestimmten Schicht zuzuordnen.

Realistischer ist es demgegenüber, von ausdifferenzierten Feldern sozialen Aufstiegs auszugehen. Theorien funktionaler Differenzierung neigen ohnehin dazu, ein integriertes oder eindimensionales Modell sozialer Ungleichheit – oder das Konzept sozialer Ungleichheit gleich ganz – abzulehnen. Mit Pierre Bourdieu würde man demgegenüber von einer Mehrzahl von Aufstiegsfeldern ausgehen, die sich an der Unterscheidung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital orientiert, die ihrerseits wiederum durch deren unterschiedliche symbolische Kapitalisierung gewichtet werden. Reinhard Kreckels Unterscheidung der Komponenten vertikaler Ungleichheit weist in dieselbe Richtung. Er differenziert zwischen den „strategischen Ressourcen“ materieller Reichtum (Geld), hierarchische Organisation (Rang), symbolisches Wissen (Zeugnisse) und selektive Assoziation (Zugehörigkeit) als den zentralen „Realabstraktionen der Leistungsgesellschaft“. Diese wiederum werden gebündelt durch eine „Abstraktion der Abstraktionen“, die Prestigeordnung, als Ungleichheitsstruktur sozialer Wertschätzung (Kreckel 1997: 75 ff.).

Zwar folgt die Prestigeordnung in hohem Maße der Verteilung der verschiedenen Kapitalsorten bzw. strategischen Ressourcen, doch nicht vollständig. Die gesellschaftliche Wertschätzung wird offenbar von Kriterien *moralischer Anerkennung* mitbestimmt und dadurch in einem gewissen Maße relativ unabhängig von der Verteilung der einzelnen Kapitale. Umfragen über das Prestige verschiedener Berufe (z.B. die Allensbacher Berufsprestige-Skala 2011, abrufbar unter: www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsdocs/prd_1102.pdf; vgl. auch Hradil 2005: 287f.) zeigen immer wieder, dass die Bewertung in diesen Anerkennungs-/Prestige-Rankings nicht (völlig) den Einkommens- und Vermögenshierarchien von Berufen entspricht. Deutlich wird dies beispielsweise am Beruf der Krankenschwester, der in der Allensbach-Skala hinter dem Arzt den zweiten Platz vor dem Lehrer und dem Handwerker auf dem 3. und 4. Platz belegt, während – nicht überraschend – der Banker den vorletzten nach dem Politiker und vor dem Fernsehmoderator einnimmt. Man mag über die Aussagekraft derartiger Umfragen streiten, aber sie zeigen doch, dass Wertschätzung nicht einfach dem Einkommen oder der Prominenz folgt.

Konzepte sozialer Ungleichheit lassen sich mit solchen der Differenzierung von Feldern oder Sektoren verbinden, wenn man in Anlehnung an Thomas Schwinn (2004: 15) zwischen „Ungleichwertigkeit“ und „Ungleichartigkeit“ unterscheidet. Schwinn schließt an systemtheoretische Überlegungen an,

interpretiert die „Codes“ (Luhmann) aber als „Werte“, die in den einzelnen Sektoren (Teilsystemen) dominieren. Die ungleichartigen Wertigkeitsordnungen stehen in einem Leistungsaustausch miteinander, weshalb (ähnlich wie bei Bourdieu) sektorspezifische Ressourcen fortlaufend konvertiert werden. Zwar erschweren institutionelle „Konvertierungssperren“ eine Kumulation sektorspezifischer Ressourcen, sie setzen die Konvertierung jedoch nicht außer Kraft (Schwinn 2004: 22 f.). Außerdem gibt es Ressourcen, die in allen Sektoren wirksam sind, etwa Sprache und Gewandtheit im sozialen Auftreten – und natürlich Geld. Dessen Einsatz als Ressource ist allerdings legitimerweise (also unter Ausschluss von Korruption) daran gebunden, in sektorspezifische Ressourcen transformiert zu werden – daher kann, so Giegel (2004: 109), Geld nicht dazu dienen, sich akademische Titel zu kaufen, aber dazu, die Bedingungen im Bildungssystem günstiger zu gestalten (Besuch von Privatschulen, Nachhilfeunterricht, Freistellung von der Notwendigkeit, sich die finanziellen Mittel für ein Studium zu erarbeiten usw.).

Je schwächer die „Konvertierungssperren“ zwischen Aufstiegsfeldern ausgeprägt sind, in desto stärkerem Maße hat die Position in einem bestimmten Teilsystem Folgen für die Position in einem anderen. Wenn etwa diejenigen, die über viel Geld verfügen, auch Gerichtsentscheidungen oder politische Unterstützung direkt oder indirekt kaufen können, ist sozialer Aufstieg nicht nur wichtig, um etwa Einkommen und Einfluss in einem Unternehmen zu erhöhen, sondern auch, um seine elementaren Rechte wahrnehmen zu können. Anerkennungstheoretisch kann man formulieren: Die für die Moderne charakteristische Differenzierung der Anerkennungssphären Recht, Wertschätzung, Liebe (Honneth 1994) ist unter diesen Umständen gering ausgeprägt. Umgekehrt heißt das: Die Bedeutung des sozialen Aufstiegs für die gesamte soziale Lage eines Individuums verringert sich in dem Maße, indem der Aufstieg in seiner Bedeutung auf ein Feld begrenzt ist.

Vertikale und horizontale Mobilität

Der Begriff der sozialen Mobilität vereint alle Veränderungen der sozialen Position, ob sie in vertikaler Richtung (nach oben oder unten, also als Auf- und Abstieg im engeren Sinne) oder in horizontaler Richtung, also als Veränderung zwischen Sektoren des Erwerbslebens, erfolgen. Hier werden also Kriterien der Ungleichwertigkeit mit solchen der Ungleichartigkeit zusammengefasst. Im Prinzip handelt es sich bei horizontaler Mobilität nicht um einen Aufstiegsprozess, gleichwohl kann auch ein horizontaler Positionswechsel als ein Aufstieg im Sinne einer Verbesserung des Prestiges verstanden werden – dies allerdings in Abhängigkeit von der Bewertung durch ein Individuum oder ein Milieu.

Ich möchte das an zwei Beispielen verdeutlichen: Friedrich Fürstenberg (1969: 44) führt das Verhältnis zwischen einem Industriemeister und einem Lehrer an. Beide lagen in den 1960er Jahren hinsichtlich des Einkommens auf der gleichen Ebene, unterschieden sich aber im Hinblick auf das kulturelle Kapital. Oder denken wir an den nicht untypischen Weg vom gelernten Bäcker zum angelernten Automobilarbeiter – ein in den 1960er bis 1980er Jahren nicht seltener Berufsweg –, der aufgrund des höheren Verdienstes und der größeren sozialen Sicherheit von den Akteuren subjektiv als Aufstieg interpretiert wurde. Schon Theodor Geiger hatte die Schwierigkeit hervorgehoben, horizontale Mobilitätsvorgänge im Sinne von Auf- oder Abstiegen zu interpretieren. Wollte man etwa Positionen

innerhalb des agrarischen, des „gewerblichen“ und des „immateriellen“ Gesellschaftssektors jeweils mit anderen Plätzen in anderen Sektoren auf dieselbe vertikale Stufe stellen, so fehle es hier an eindeutigen objektiven Maßstäben. Geiger vermutete, dass gegenüber dem stärker berufsständisch geprägten 19. Jahrhundert ein gesellschaftlicher Konsens über die „sozialen Höhenlagen der verschiedenen Lebensstellungen“ (Geiger 1962: 125) in der Entwicklung moderner Gesellschaft immer schwerer zu finden sein werde. Dies gilt sicher zumindest dann, wenn man nicht lediglich das Einkommen als Maßstab für die vertikale Einstufung heranzieht, sondern ein reichhaltigeres Verständnis für ein Klassen- oder Schichtkonzept – im Sinne einer Kombination von ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital – anlegt.

Horizontale Mobilitätsschritte können dementsprechend als Verbesserung empfunden werden, obwohl sie nicht als Aufstieg gelten können. Subjektive Vorstellungen von Verbesserung und Aufstieg können sich somit von den Vorstellungen über Auf- und Abstiege unterscheiden, die der „objektiven“ Konstruktion einer vertikalen Positionsskala zugrunde liegen. „Subjektiv“ soll hier aber nicht allein als individuelle Wertung verstanden werden. Vielmehr unterscheiden sich soziale Milieus, wie sie zum Beispiel Michael Vester et al. (2001) herausgearbeitet haben, in ihrer Lage im sozialen Raum sowohl in vertikaler (Herrschaftsachse) wie in horizontaler Dimension (Lebensstil-/Mentalitäts-Differenzierungsachse). Das „Subjektive“ wäre in einem Milieukonzept als etwas „Objektives“ zu betrachten, weil es innerhalb der kulturellen Orientierungen des Milieus dem milieuangehörigen Individuum vorgegeben ist.

Allerdings sind vertikale und horizontale Mobilität miteinander verbunden, weil sich ihre Dynamiken wechselseitig beeinflussen. Wenn nämlich Mobilitätsprozesse in vertikaler Richtung zunehmen, erweitern sich auch die Potenziale horizontaler Mobilität, schon deshalb, weil Positionen geöffnet werden, die dann auch von Personen aus anderen Sektoren eingenommen werden können. Nimmt andererseits die horizontale Mobilität zu, so ergeben sich hiermit zugleich neue Öffnungen für Aufstiegsprozesse. Auch Verschiebungen der Bedeutung verschiedener Sektoren sind relevant. Das Wachstum des Dienstleistungssektors kann zum Beispiel neue Aufstiegsmöglichkeiten für Beschäftigte aus der Industrie eröffnen, denen dort kein Aufstieg möglich ist. Es kann auch durch horizontale Veränderungen, die als Verbesserungen empfunden werden, den Aufstiegsdruck in der Industrie mindern. Umgekehrt können gerade mit der Tertiarisierung der Wirtschaft aber auch Gefahren sozialer Abstiegsprozesse einhergehen – auch wenn immer zu berücksichtigen ist, dass das Kriterium für eine Transformation horizontaler Mobilität in einen Auf- oder Abstieg hier genauso schwierig zu bestimmen ist, wie früher etwa beim Weg ehemals selbstständiger Landwirte in eine abhängige Fabrikarbeit.

Dieser Zusammenhang lässt sich in den Kategorien der Bezugsgruppentheorie noch fortentwickeln. Der Theorie relativer Deprivation (Runciman 1966; Merton 1995b) zufolge hängt es von der gewählten Bezugsgruppe (Referenzgruppe) ab, ob und in welcher Hinsicht sich ein Individuum benachteiligt fühlt. Dem entspricht es, dass ein Individuum auch seine Verbesserungswünsche an der Lage einer gewählten Bezugsgruppe orientiert. Menschen können sich als Angehörige einer Familie, eines Freundeskreises, einer Schulklasse, eines Kollegenkreises, einer Organisation, eines Vereins usw. auf vielerlei mögliche Bezugsgruppen vergleichend beziehen, die sich in verschiedenen Hinsichten –

Wertmuster, normative Erwartungen usw. – unterscheiden. Hinzu kommen medial vermittelte Bezugsgruppen, also solche, die nicht auf eigener sozialer Berührung basieren, sondern auf virtueller, medialer Präsentation. Georg Simmel (1992) hat das Individuum im Prozess zunehmender Differenzierung als eine „Kreuzung sozialer Kreise“ positioniert und damit die Vielfalt möglicher Bezugs- und Vergleichsgruppen angedeutet. Somit ergeben sich für den Einzelnen mehrfache Möglichkeiten, Deprivationserfahrungen, Vergleichskriterien und soziale Verbesserungswünsche zu entwickeln. Verbesserungsmöglichkeiten werden also in verschiedenen Dimensionen sichtbar und Aufstieg im bisherigen beruflichen Umfeld ist nur eine hiervon.

Insgesamt kann man somit sagen, dass die Erweiterung horizontaler Mobilitätspotenziale und der Verbesserungsorientierungen oftmals die Konfliktorik von Aufstiegsorientierungen abmildern kann, die sonst Nullsummencharakter hätten. Um im Bild zu bleiben: Die aufwärts verlaufende Rolltreppe würde sich in verschiedene Rolltreppen oder Laufbänder aufteilen, so dass sich der Streit um die Position auf der Rolltreppe entspannen würde. Vielleicht allerdings verlagert er sich auch auf den Kampf darum, welche Rolltreppe oder welches Laufband dasjenige mit dem größten symbolischen Kapital sei.

Statusinkonsistenz

Die Differenzierung von Aufstiegsfeldern ist die Grundlage für das Phänomen der Statusinkonsistenz. Hierunter versteht man in einer strukturlogischen Perspektive die Kombination ungleicher Ränge in einer Vielzahl von Statusdimensionen wie Beruf, Bildung, Einkommen. Handlungstheoretisch wird Statusinkonsistenz dann bedeutsam, wenn sie von den Subjekten als Irritation oder Problem wahrgenommen wird oder andere ihnen dies als Problem signalisieren. Insofern ist Statusinkonsistenz ein Begriff, der sich nicht „objektiv“, sondern relational zu gesellschaftlichen Erwartungen fassen lässt.¹³ Fasst man Statusinkonsistenz in einer biographischen Perspektive, so bezeichnet sie die Diskrepanz zwischen Status-Erwartungen etwa aufgrund eines hohen Status im Bildungssystem und Status-Realisierungen etwa im Hinblick auf Einkommen. Das Statusinkonsistenz-Konzept unterstellt bestimmte etablierte Vorstellungen einer normalen Kombination von Statusrängen in verschiedenen Sektoren, weil erst vor einer solchen Hintergrundfolie Abweichungen als irritierend oder problematisch erfahren werden können. Nicht jede Kombination ungleicher sektoraler Statusränge ist demnach als Statusinkonsistenz zu verstehen. Aus diesem Grunde wird das Konzept von Soziologen wie Hradil als anachronistisch verworfen, weil diskrepante Statuskombinationen im Zuge von Individualisierungsprozessen eine Normalität geworden seien, eine Annahme, die aber wohl doch als überzogen abzulehnen ist, auf jeden Fall milieubezogen differenziert werden müsste (Somm 2006).

Mit dem Phänomen der Statusinkonsistenz werden auf makrosoziologischer Ebene unterschiedliche Erwartungen verbunden: Es kann durch Entwicklung multipler Loyalitäten konfliktmindernd wirken oder aber Unzufriedenheit auslösen, die zu oppositionellem Verhalten führt. Mikrosoziologisch kann sie zur Erschütterung von Identitäten beitragen (Grimm 2013; Neckel 1991: 223 ff.).

¹³ Vgl. die Darstellungen der Statusinkonsistenz-Debatte bei Somm 2006: 127-134 und Grimm 2013.

In unserem Zusammenhang liegt es nahe, mit der Erfahrung von Statusinkonsistenzen Erschütterungen der Aufstiegsorientierung zu verbinden, weil diese als begrenzt erlebt und mit Irritationen und Anerkennungsunsicherheit verbunden werden.

Zeitlicher Aufstiegshorizont: intra- und intergenerationale Mobilität

Die Konflikthaftigkeit Sozialen Aufstiegs wird auch von seinem zeitlichen Horizont beeinflusst. Hiermit spreche ich insbesondere den Unterschied zwischen intra- und intergenerationaler Mobilität an, wie es in der Sozialstrukturforschung heißt. Bei *intragenerationaler* Mobilität richten sich Aufstiegserwartungen auf den persönlichen Aufstieg; *intergenerationale* Mobilität bezieht sich hingegen auf den Aufstieg in der Generationenfolge: Die Kinder sollen es einmal besser haben.¹⁴ Aufstieg ist hier ein familiäres Projekt.¹⁵ Beide Varianten der Aufstiegsorientierung können sich ergänzen, aber auch miteinander konkurrieren (Lutz 1983: 236f.). Wer nämlich nicht darauf hoffen zu können glaubt, selbst einen Aufstieg zu schaffen, weil die Aufstiegspositionen begrenzt sind, der orientiert stattdessen auf den Aufstieg der Kinder, indem er zum Beispiel selbst Konsumzurückhaltung übt, spart und in die Bildung der Kinder investiert.¹⁶ Auf diese Weise kann der erweiterte zeitliche Horizont einer Orientierung auf intergenerationalen Aufstieg die Kompetitivität des Sozialen Aufstiegs kurzfristig mindern oder zeitlich in die nächste Generation verschieben.

Zeitliche Erwartungsfestigkeit: Status(in)stabilität

Aufstiegsprozesse sind in unterschiedlicher Weise institutionalisiert und erwartbar. Schon Theodor Geiger hat die „Laufbahn“ als eine Institution des Aufstiegs dadurch charakterisiert, dass hier „gewisse Aufwärtsbewegungen schon im Existenzstart angelegt sind“ (Geiger 1962: 132), so dass der Aufstieg gewissermaßen bereits am Fuße der Rolltreppe vollzogen ist: „Der Anfänger in der Laufbahn des höheren Beamtentums steht dem Einkommen sowohl als dem hierarchischen Range nach auf sehr bescheidener Stufe. Sein *sozialer* Rang ist aber nicht dadurch bestimmt, sondern durch die Schichtlage des höheren Beamtentums als solches, das gewisse Laufbahnerwartungen in sich schließt.“ (Ebenda: 133)

Die Laufbahn bietet somit eine Form Sozialen Aufstiegs, die – nach dem erfolgreichen Eintritt in die Laufbahn – einen geringen Grad von Kompetitivität besitzt, weil die Kriterien und die einzelnen Sequenzen des Aufstiegs fest erwartbar und normativ wesentlich vom Senioritätsprinzip geprägt sind.¹⁷ Die Beschäftigten können „ihr berufliches und möglicherweise auch biographisches Werden und

¹⁴ Vgl. zu entsprechenden Orientierungen auch bei der Arbeitereltern-Generation der 1960er/1970er Jahre der Bundesrepublik Mooser 1984: 115 ff.

¹⁵ Schon Theodor Geiger hat allerdings darauf hingewiesen, dass diese Unterscheidung nicht präzise ist, weil der Aufsteigende seinen Aufstieg als Kind noch in der Schicht der Eltern beginnt. (Geiger 1962/1955: 118).

¹⁶ Ein verbreitetes Muster in familiären Migrationsprojekten.

¹⁷ Karl Mannheim (1970/1930: 652 ff.) hat die Unterscheidung von „Kampfspielraum“ und „kampfentleertem Raum“ geprägt, um Zonen verallgemeinerten Erfolgskampfs, bei dem nicht nur Sieg und Niederlage, sondern auch deren Spielregeln Kampfgegenstand sind, von solchen abzuheben, die insbesondere durch klare Spielregeln „neutralisiert“ und „bürokratisiert“ sind.

Gewordensein entlang des Durchlaufens von Ämtern bilanzieren“ (Wagner 2004: 226). In seiner reinen Form war das Laufbahnmodell dominant im öffentlichen Dienst und hier speziell im Beamtenbereich. Es wirkte jedoch als Modell hierüber hinaus und fungierte als Leitbild für einen erwartbaren Sozialen Aufstieg mit gesicherten Anerkennungsplateaus. Diese Formen der Institutionalisierung lenken die Kompetitivität des Sozialen Aufstiegs in regulierte Bahnen und können somit zu ihrer Moderation beitragen.

Zwischenfazit

Ich fasse bis hierhin zusammen: Mit Sozialem Aufstieg sind vielfältige Versprechen und normative Ansprüche verbunden, die sich auf zentrale Werte der Moderne (Freiheit, Gleichheit, Chancengerechtigkeit, Veränderbarkeit) beziehen. Er ist allerdings in hohem Maße konflikthaft, wenn er den Charakter eines Nullsummenspiels gewinnt. Diese Konfliktualität kann auf verschiedene Weise moderiert werden: durch den Rolltreppeneffekt des Wachstums, durch die Verbindung des individuellen mit kollektivem Aufstieg, durch Einschränkungen des Aufstiegsfeldes etwa durch Prozesse der „Unterschichtung“, durch Differenzierung von Aufstiegsfeldern und die Wechselbeziehungen von vertikaler und horizontaler Mobilität. Aus der Differenzierung von Aufstiegssektoren resultiert das Phänomen der Statusinkonsistenz mit seinen irritierenden Effekten für Aufstiegsorientierungen. In zeitlicher Hinsicht kann die Konflikthafte des Sozialen Aufstiegs durch Erweiterung des Horizonts auf die intergenerationale Mobilität und durch institutionalisierte zeitliche Erwartbarkeit von Aufstiegssequenzen gemildert werden.

In der Zeit „des kurzen Traums immerwährender Prosperität“ (Lutz) konnten diese Phänomene die Konfliktualität des Sozialen Aufstiegs moderieren. Vor diesem Hintergrund konnte sich die Vorstellung verbreiten, Sozialer Aufstieg sei ein universales Versprechen, es sei, wenn nicht von allen, so doch von einem großen Teil der Bevölkerung zu erreichen, wenn nur das Prinzip der Chancengleichheit durchgesetzt würde. Diese Aufstiegsorientierung, die als „fordistisch“ bezeichnet werden kann, setzte kontinuierliches wirtschaftliches Wachstum und den Wohlfahrtsstaat voraus. Hierauf beruhte das Versprechen des Aufstiegs in der „Lohnarbeitsgesellschaft“ (Castel): „Solange das Wachstum anhält, der Staat weiterhin seine Dienste und Sicherungssysteme ausweitet, kann jeder, der es verdient, auch ‚aufsteigen‘: Verbesserungen für alle, sozialer Fortschritt und Wohlstand. Die Lohnarbeitsgesellschaft scheint von einer unaufhaltsamen Aufstiegsbewegung getragen zu sein, was in der Anhäufung von Gütern und Vermögen, der Schaffung neuer Positionen und völlig neuartiger Opportunitäten, dem Anwachsen von Ansprüchen und Garantien, schließlich der Zunahme von Sicherheiten und Absicherungen zum Ausdruck kommt.“ (Castel 2000: 285)

4. Krise der Aufstiegsorientierung: Ein Negativszenario des Aufstiegsproblems bei fehlendem Wachstum

Dieses fordistische Aufstiegsversprechen war offenbar an Wachstum gebunden. Deshalb können wir davon ausgehen, dass es bei zu geringem oder fehlendem Wachstum eine Grundlage verliert. Ich werde nun im Folgenden einige Gedanken darüber versammeln, mit welchen Auswirkungen für Sozialen Aufstieg bei fehlendem Wachstum gerechnet werden muss. Vermindert Wachstum in einem „Fahrstuhl-“ oder „Rolltreppeneffekt“ die Konfliktualität des Aufstiegsstrebens und fördert Exit- statt Voice-Verhalten, dann kann man – gewissermaßen im Umkehrschluss – daraus folgern, dass mit dem *Fehlen* von Wachstum Auswirkungen auf die Form und die Implikationen sozialen Aufstiegs und damit auf die mit Aufstieg verbundenen normativen Erwartungen und Versprechen verbunden sind. Ich spreche daher von einer *Krise der Aufstiegsorientierung*. Zunächst werde ich Aspekte eines Negativszenarios zusammentragen. Sie sind zweifellos zunächst hypothetisch, unvollständig und holzschnittartig. Allerdings sind die folgenden Überlegungen nicht rein gedankliche Produkte, vielmehr sind einige dieser Folgen bereits heute in Ansätzen in der bisherigen „Aufstiegsgesellschaft“ Deutschland erkennbar. Es handelt sich also bei meinen Überlegungen um eine theoretisch angeleitete Fortschreibung bzw. „Radikalisierung“ beobachtbarer Tendenzen. Es wäre Aufgabe weiterer Forschung, in der Gegenwart und näheren Zukunft zu erkunden, ob die vermuteten Folgen zu beobachten sind und welche Faktoren sie befördern oder ihnen entgegenwirken.

Polarisierung der Einkommens- und Vermögensungleichheit und die Krise der Mitte in der „Aufstiegsgesellschaft“ Deutschland

Eine erste Auswirkung fehlenden Wachstums könnte in der zunehmenden Spreizung der ökonomischen Verteilungsrelationen gesehen werden. Um nicht falsch verstanden zu werden: Diese Spreizung muss nicht unbedingt und vor allem nicht allein eine Folge fehlenden Wachstums sein. Vielmehr zeigen auch Zeiten des Wachstums, dass dieses mit verschärfter ökonomischer Ungleichheit verbunden sein kann und dass Aufstiegsprozesse erschwert werden – nicht weil die Rolltreppe langsamer fährt, sondern weil die Höhe der Stufen zugenommen hat. Bei fehlendem bzw. schwachem Wachstum entfällt jedoch die potenzielle Moderierung der Ungleichheitsbeziehungen durch das Fahren der Rolltreppe.

Die Wachstumsraten in Deutschland und den anderen entwickelten Ländern fallen seit den 1970er Jahren – mit konjunkturellen Schwankungen – im langfristigen Trend.¹⁸ Die staatliche wie auch die private Verschuldung und die unterschiedlichen staatlichen und kommerziellen Strategien, Konsum- und Investitionsausgaben anzuregen, zeigen die Fragilität des Wachstumspotenzials, das derartiger Stützung mit vielfältigen Kollateralschäden bedarf (Crouch 2009; Streeck 2013). Zugleich zeigt die Datenlage, dass sich in Deutschland die Einkommens- und Vermögensverteilung seit einiger Zeit polarisiert hat. Die Debatte um die Krise der sozialen Mitte bringt dies zum Ausdruck.

¹⁸ Vgl. das demnächst erscheinende Working Paper von Oliver Nachtwey.

Die Studien des DIW auf Basis von Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) (Goebel et al 2010; Grabka/Frick 2008), von denen die Debatte ausgelöst wurde, hoben als Befunde hervor: Während in Westdeutschland in den 80er Jahren die so definierte Mittelschicht noch einen Anteil von ca. 64 Prozent der Bevölkerung umfasste, der bis zum Ende des Jahrtausends ziemlich stabil blieb, sank er bis 2006 auf 54 Prozent. Innerhalb der Mittelschicht hatte die mittlere Gruppe (90-110 Prozent) die größten Verluste aufzuweisen. Diese Schrumpfung ging in beide Richtungen: nach oben und unten, so dass die Polarisierung zunahm. Die Polarisierung wird deutlicher, wenn man die Vermögensverteilung hinzunimmt. Das durchschnittliche Nettovermögen pro Haushalt lag im Jahre 2007 in Gesamtdeutschland bei über 100.000 Euro, in Ostdeutschland bei 31.000 Euro. Die Vermögensverteilung ist weit ungleicher als die Einkommensverteilung. Während die unteren 70 Prozent knapp 9 Prozent des Gesamtvermögens besitzen, verfügen die oberen 10 Prozent über mehr als 60 Prozent des Gesamtvermögens (Frick/Grabka 2009: 57ff.). Eine integrierte Betrachtung der Einkommens- und der Vermögensverteilung zeigt, dass der Anteil der Personen, die sowohl zur Einkommensmittelschicht (70-150 Prozent des Medianeinkommens) als auch zur mittleren Vermögensgruppe (Vermögensbestand 12.500 bis 100.000 Euro) zu zählen sind, im Jahre 2010 bei 21 Prozent liegt und damit gegenüber 2001 (25 Prozent) abgenommen hat. Die Gruppe mit mittlerem Einkommen und hohem Vermögen (über 100.000 Euro) beträgt in den letzten 10 Jahren stabil sieben Prozent (Burkhardt et al. 2013: 43 ff.).¹⁹ Zwischen 2005 und 2010, so zeigt das DIW in einer neueren Untersuchung, ist die Ungleichheit der Einkommensverteilung allerdings sehr leicht zurückgegangen²⁰, so dass die Autoren nun drei Phasen unterscheiden: Von 1991 bis 2000 war die Einkommensverteilung weitgehend stabil, dann nahm die Ungleichheit bis 2005 deutlich zu und sank bis 2010 wieder leicht (Grabka et al. 2012: 7).

Die Diagnose eines statistischen Schrumpfens der Mitte ist umstritten. Abgesehen von (berechtigten) Einwänden gegen die Sinnhaftigkeit der Ober- und Untergrenzen der Einkommensmitte²¹ und der ausschließlichen Konzentration auf Einkommen und Vermögen kommen Autoren auf Basis unterschiedlicher Berechnungsmethoden und Datenkonstrukte zu unterschiedlichen Ergebnissen. Ablehnend: ISG 2011 (eine Untersuchung im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales), Enste et al. 2011 (eine Studie des Roman-Herzog-Instituts); eher unterstützend: Burkhardt et al. 2013 (eine Untersuchung der Bertelsmann-Stiftung) und differenzierend, bezogen auch auf internationalen Vergleich: Dallinger (2011). Groh-Samberg und Florian Hertel (2010) mahnen die Entwicklung „mittelschichtssensibler“ Indikatoren an, da unter der „Mitte“ zu viele heterogene soziale Lagen zusammengefasst würden und die Aussagekraft der so gewonnenen Daten begrenzt sei. Insbesondere verdecke die Debatte um das Schrumpfen der Mitte, dass sich am unteren Rande der Gesellschaft eine „strukturelle Verfestigung der Armut“ (ebenda: 154) vollziehe, während sich keine Zunahme des Abstiegs vom „gesicherten“ oder „instabilen Wohlstand“ (in etwa die Mitte) in die Zone verfestigter Armut feststellen lasse.

¹⁹ Der Einkommens- und der Vermögensunterschicht gehören im Jahre 2010 – mit steigender Tendenz – etwa 16 Prozent, der Einkommens- und Vermögensoberschicht stabil etwa sieben Prozent der Bevölkerung an (Burkhardt et al. 2013: 45)

²⁰ Diese Entwicklung ist in Ostdeutschland stärker ausgeprägt als in Westdeutschland.

²¹ Die Definition der „Mitte“ in den die Diskussion auslösenden Studien des DIW (Goebel et al. 2010; Grabka/Frick 2008) erfasst eher die untere Mitte, die „Arbeitnehmermitte“. So ist es in der Diskussion auch als kontraintuitiv angesehen worden, dass bereits zur Mitte gehört, wer 70 %, und dass bereits zur Oberschicht gehört, wer über 150 % des Medians des Nettoäquivalenzeinkommens bezieht. Diese Konzeption der Mitte umschreibt etwa den Bereich der Facharbeiter und unteren Angestellten.

Die Debatte um die Krise der Mitte bringt jedoch mehr zum Ausdruck als ein statistisch identifizierbares Schwinden des Anteils einer bestimmten Einkommensgruppe. Vielmehr handelt es sich um eine tiefgreifende Verunsicherung des Selbstbildes einer Gesellschaft, die sich durch die Überwindung der Klassenpolarisierung auszuzeichnen glaubte und die vor allem davon ausgehen zu können meinte, dass sie eine *Aufstiegsgesellschaft* ist. Die erste Irritation in dieser Hinsicht für die öffentliche Wahrnehmung waren die Ergebnisse der PISA-Studie (Baumert 2001), die den gerade in Deutschland besonders engen Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungserfolg thematisierte. Inzwischen zeigen Befunde, dass sich das Verhältnis von Aufstiegs- zu Abstiegsprozessen im Ganzen verschlechtert hat.

Langfristig wird eine Verringerung intergenerationeller Aufstiegsprozesse erkennbar. Während frühere Generationen in erheblichem Umfang (etwa ein Drittel der westdeutschen Männer, in den Jahrganggruppen 1940-1959 sogar ca. 40 Prozent²²) soziale Aufstiege erlebt haben und damit das Selbstverständnis der bundesdeutschen als einer Aufstiegsgesellschaft mit geprägt haben, sind die jüngeren Jahrgänge in ihrem Status enger an denjenigen der Eltern gebunden, hat sich die soziale Mobilität also verringert (Pollak 2010).

Aber auch intragenerational ist eine Verringerung von Aufstiegsprozessen zu registrieren. Einer Untersuchung von Giesecke/Heisig (2010) auf Basis der Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) zufolge betrifft dies auch *innerbetriebliche* Aufstiege. Vor allem für die Männer und die Beschäftigten großer Firmen ist von einem signifikanten Rückgang innerbetrieblicher Stellenwechsel und Aufstiege zu sprechen, eine Entwicklung, die für Frauen in geringerem Maße gilt. Darin deutet sich eine Abnahme der Karriereperspektiven und der Erwartungssicherheit gerade unter den Beschäftigten an, die sich früher hierdurch besonders ausgezeichnet haben. Nach Ansicht der Autoren spricht dies für größere Spaltungen innerhalb großer Unternehmen. Arbeitsmarkteinsteiger weisen seit eh und je höhere Mobilitätsraten auf als Arbeitsmarkterfahrene. Aber es scheint für diese Gruppe schwieriger geworden zu sein, in vorteilhafte Positionen zu kommen und ihre verschlechterten Aufstiegschancen können auch kaum durch zwischenbetriebliche Mobilität kompensiert werden (ebenda: 419 f.).

Zwar möchte ich noch nicht von einer Umkehr zu einer „Abstiegsgesellschaft“ sprechen, in der in einer generelleren Tendenz von einem Vorherrschen von Abstiegs- gegenüber den Aufstiegsprozessen oder aber von einer nach unten fahrenden Rolltreppe, also einer allgemeinen Verschlechterung der Lebensbedingungen zu reden wäre. Aber die Aufstiegschancen differenzieren sich stärker aus, Aufstiegswege sind stärker blockiert und die Abstiegsrisiken sind gestiegen.

²² Anders bei den Frauen: Hier liegen die Aufstiegsprozesse bei den älteren Jahrgängen mit 20 Prozent unter, bei den jüngeren Jahrgängen mit 35 Prozent über denen der Männer (mit dem nicht unproblematischen Vergleich des Status des Vaters mit dem Status der Tochter). In Ostdeutschland zeigt sich allerdings eine Verringerung der Aufstiegsbewegungen auch bei den Frauen. Auch die DDR-Gesellschaft ließ sich als eine Aufstiegsgesellschaft begreifen, die Durchlässigkeit nach oben war dort sogar bei den älteren Jahrgängen höher als im Westen; seit der Wende ist diese drastisch gesunken.

Nicht zuletzt aber sieht ein erheblicher Teil der Bevölkerung die eigene und die Zukunft der Kinder nicht im Lichte einer erwarteten Verbesserung der Lebensbedingungen oder des sozialen Status, sondern eher im Sinne eines Endes des Fortschritts.

Eine Untersuchung der Jahre bis 2007 (also vor der Wirtschafts- und Finanzkrise) zeigte eine erhebliche Zunahme der Angst um den eigenen Arbeitsplatz seit 1991 (Lengfeld/Hirschle 2009). Die Sorgen waren bei den gelernten Arbeitern am höchsten, größer als bei den ungelernten und den unteren Routineangestellten. Bei den gehobenen Routineangestellten (tätig vor allem im Finanzsektor und in Gesundheitsberufen – der mittleren Mittelschicht) ist die gefühlte Unsicherheit seit 1996 steil angestiegen und lag 2007 nur noch knapp unter der der Arbeiterschichten. In diesem Bereich haben gerade in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre erhebliche Umstrukturierungen stattgefunden. Ergebnisse einer Befragung im Rahmen der SOEP-Querschnitterhebung im Jahre 2011 (Schöneck et al. 2011) zeigen einen deutlichen Unterschied zwischen aktuellen Ängsten und Zukunftssorgen. Kurzfristige soziale Risiken sieht nur eine eher kleine Minderheit, doch etwa ein Drittel fürchtet, seinen Lebensstandard im Alter nicht aufrecht erhalten zu können und ein ähnlich hoher Anteil geht davon aus, es sei unwahrscheinlich, dass die nächste Generation einmal den gleichen Lebensstandard haben werde (ebenda: 6), wobei hier der Anteil bei den Beziehern niedriger Einkommen und unter Arbeitern, aber vor allem in den jüngeren Altersklassen überdurchschnittlich ist (ebenda: 7 f.).

Die neoliberale Aufkündigung der Aufstiegsorientierung

Es ist inzwischen auch nicht mehr selbstverständlich, dass die Verringerung sozialer Ungleichheit und dass die Dynamisierung sozialer Aufstiegsprozesse überhaupt als wünschenswert angesehen werden.

Das Selbstverständnis der bundesdeutschen Gesellschaft als einer „Aufstiegsgesellschaft“ war mit der normativen Orientierung auf eine Verminderung sozialer Ungleichheit verbunden, wie sie – in zweifellos ideologischer Weise – im Begriff der nivellierten Mittelstandsgesellschaft und im Modell der „Bolte-Zwiebel“²³ zum Ausdruck gebracht wurde. In dieser Hinsicht kann man von einem über die SPD hinausgehenden sozialdemokratischen Konsens sprechen, wie er sich etwa in den Bildungsreformen der 1970er Jahre – trotz durchaus massiver Konflikte etwa um die Einführung der Gesamtschule – zumindest auf der Ebene diskursiv legitimer Argumentationen ausdrückte. Jedenfalls war die Verteidigung von Standesprivilegien nicht mehr legitim, und dass die Verringerung sozialer Ungleichheit schon im Interesse des vielzitierten „sozialen Friedens“ wünschenswert sei, wurde ebenfalls öffentlich nicht bestritten. Wachstum galt als Voraussetzung der Möglichkeiten Sozialen Aufstiegs und deshalb wurden Wachstum und Aufstieg bzw. Verringerung sozialer Ungleichheit zusammen gedacht.

²³ Benannt nach dem Soziologen Karl Martin Bolte.

Das ist allerdings *nicht* der Fall im neoliberalen Denken. Hier wird soziale *Ungleichheit* als *Voraussetzung* für Wachstum angesehen (Eißel 2012). Das schlägt sich zum Beispiel in Parolen wie ‚Leistung muss sich wieder lohnen!‘ nieder. Vor allem drei Argumente werden angeführt: Erstens förderten soziale Distanzen die Aufstiegs motivation und damit die Bereitschaft zu größerem Engagement, was das Wachstum fördere. Zweitens sei eine Spreizung der Einkommensstruktur notwendig, um zum einen die Beschäftigung geringqualifizierter Arbeitskraftbesitzer zu fördern und zum andern die Profitraten zu steigern. Dies sei schließlich drittens die Voraussetzung für wachstumsfördernde Investitionen. Insofern ist die Vertiefung von Ungleichheit im Neoliberalismus nicht Kollateralschaden, sondern angestrebtes Ziel, das dann erreicht wird, wenn in das Walten des Marktes nicht interveniert wird. So überrascht es auch nicht, dass die übergroße Mehrheit es einer Untersuchung von Glatzer et al. (2009) zufolge nicht nur für legitim hält, dass Reiche sich größere Wohnungen leisten und im Alter einen höheren Lebensstandard genießen können, sondern dass auch etwa 40 % der Bevölkerung es für gerechtfertigt halten, dass Reichere ihren Kindern bessere Bildungschancen ermöglichen können.

Verminderung auch horizontaler Mobilität

Nicht existierendes oder geringes Wachstum führt nicht nur zu einer Verringerung von Aufstiegsprozessen. Vielmehr müsste hieraus auch eine Verminderung der sozialen Mobilität in horizontaler Richtung resultieren, da sich die Fluktuation insgesamt verringert, wenn weniger zusätzliche Arbeitsplätze entstehen. Die empirische Mobilitätsforschung konzentriert sich auf vertikale Mobilitätsprozesse, weshalb mir über die horizontale Mobilität keine brauchbaren Daten bekannt sind. Allerdings geht eine Abschwächung der Konjunktur typischerweise mit einer geringeren zwischenbetrieblichen Fluktuation einher (Rothe 2009).

Matthias Knuth (2011) liest aus Daten der Bundesagentur für Arbeit eine doppelte Entwicklung heraus: Zum einen werde der Arbeitsmarkt „flüssiger“, denn die Zugänge aus Arbeit in Arbeitslosigkeit und diejenigen aus Arbeitslosigkeit in Arbeit seien (vor allem durch die Arbeitsmarktreformen) erleichtert worden und hätten sich beschleunigt. Zum andern aber werde der Arbeitsmarkt „zähflüssiger“: Die Fluktuation zwischen Unternehmen gehe zurück²⁴, so dass sich nur schwache Mobilitäts- und Vakanzketten entwickelten. Das beeinträchtige die qualitativen Matching-Prozesse von Arbeitsangebot und Nachfrage, eine Folge, die Knuth auf die mit Betriebswechseln zunehmend verbundene Verschlechterung von Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen zurückführt. Diese sei selbst eine Folge der Arbeitsmarktreformen, der Absenkung der Einstiegsbedingungen für Neueingestellte und der zunehmend prekären Gestaltung von Neueinstellungen. Dadurch sei das Risiko des „Wegs über den Arbeitsmarkt“ erhöht worden. (Knuth 2011: 582).

²⁴ Hohendanner (2012) bestätigt dies sowohl für die Arbeitskräftefluktuation im Allgemeinen wie für das Churning, also den Teil der Personalfuktuation, der nicht zu einer Beschäftigungsänderung im Betrieb führt.

Es wäre falsch, eine bei fehlendem Wachstum abgeschwächte zwischenbetriebliche Fluktuation als gesteigerte Beschäftigungsstabilität positiv zu interpretieren. Faktisch muss sie vielmehr als eine verminderte Wahrnehmung von Exit-Optionen betrachtet werden, umso mehr, als ja in dieser Phase die Zahl der Kündigungen und der Abbau von befristeten und Leiharbeitsverhältnissen durchaus zunimmt. Wer keine Exit-Optionen sieht, dessen Fähigkeit und Bereitschaft zu Voice ist tendenziell geschwächt, so dass auch mit einer geringeren Bereitschaft gerechnet werden muss, Ansprüche an Arbeit und Leben zu artikulieren und auch Risiken einzugehen. Allgemeiner formuliert: Folge verminderter sozialer Mobilität kann, um mit Fürstenberg (1969) zu sprechen, eine Entdynamisierung der Gesellschaft sein.

Aufmerksamkeitsverschiebung von vertikalen zu horizontalen Ungleichheiten

In der Gegenwart hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit weg von vertikalen Klassenungleichheiten hin zu „horizontalen“ Ungleichheiten des Geschlechts, der sexuellen Orientierung, der kulturellen oder ethnischen Zugehörigkeit verschoben. Das ist vermutlich auch eine Folge der Verringerung ständischer Festschreibungen durch eine Politik der Chancengleichheit, die jedenfalls die individualisierende Vorstellung, der Gescheiterte sei in einer meritokratischen Gesellschaft zurecht gescheitert, befestigt – es sei denn, er werde durch „Diskriminierungen, die die Umsetzung von Leistungen verhindern“ (Dubet 2012: 167), benachteiligt. Zunehmend herrscht Einigkeit darüber, dass Ungleichartigkeiten nicht zu Ungleichwertigkeiten werden dürfen.²⁵ Ich möchte dies exemplarisch am Beispiel des Geschlechts verdeutlichen.

In der Zeit der Geschlechterordnung „harmonischer Ungleichheit“ (Wagner 2004), in der die Rollenzuweisung von Männern und Frauen relativ fest institutionalisiert und eine grundsätzliche Ungleichheit dieser Beziehung verankert war, so dass die Anerkennungspotenziale von Männern wesentlich an die Erwerbsarbeit, von Frauen an die Rolle als Ehefrau und Mutter gebunden waren und die Frauen sekundäre Anerkennungsgewinne aus dem Erfolg ihrer Männer in der Erwerbsarbeit zogen, wurde die Frage des Sozialen Aufstiegs als Familienprojekt betrachtet und wesentlich über den Mann definiert.²⁶

Mit dem Wandel der Geschlechterordnung verändern sich auch die geschlechtsbezogenen Aufstiegskonzepte. Das schlägt sich darin nieder, dass Analysen der intergenerationalen Mobilität nun die Referenz für sozialen Aufstieg verändern müssen. Ging es früher darum, den sozialen Status (oder das Einkommen oder was als Kriterium für Sozialen Aufstieg genommen wurde) des Sohnes zu dem

²⁵ Selbstverständlich beinhaltet diese Einigkeit nicht, dass dieser normativen Orientierung die praktische Realisierung entspräche.

²⁶ Auch soziologische Texte aus jener Zeit gehen wie selbstverständlich davon aus, dass ein wesentlicher Aufstiegsweg für Frauen über eine entsprechende Heirat führte. Friedrich Fürstenberg merkt an, dass die „enge Verbindung (des Aufstiegs – SV) mit emotionalen und wertrationalen Auslese Kriterien (...) häufig ihre Aufstiegsrelevanz zunächst nicht erkennen lassen. Hierzu gehört z.B. die Tendenz, Eheschließungen möglichst als ‚reine Liebesheiraten‘ auch dann darzustellen, wenn das Aufstiegsmotiv zum mindesten als ein zusätzlicher Beeinflussungsfaktor wirksam war.“ (Fürstenberg 1969: 74 f.) Rainer Geißler (2011: 263 f.) beschreibt den „Heiratsmarkt“ als eine gewisse Kompensation für die Benachteiligung der Frauen im Hinblick auf einen Aufstieg im Bildungssystem und in der Arbeitswelt. „Über die Wahl des Ehepartners ließ sich der Abstieg in die unterste Bildungsschicht eher vermeiden, und auch sozialer Aufstieg gelang durch Heirat häufiger als über Bildung und Beruf.“ (ebenda: 263).

des Vaters in Beziehung zu setzen, so wird nun der Status auch der Tochter mit dem des Vaters, nicht der Mutter, verglichen (Pollak 2010).²⁷

Die Ergebnisse der Studie von Pollak²⁸ zeigen, dass die Aufstiegsprozesse bei den Frauen der älteren Jahrgänge mit 20 % niedriger, bei den jüngeren Jahrgängen mit 35 % hingegen höher als bei den Männern ausfallen. In der Jahrgangsfolge verschlechtert sich das Verhältnis von Auf- und Abstiegen bei den westdeutschen Männern, verbessert sich hingegen bei den westdeutschen Frauen. In Ostdeutschland ist hingegen bei beiden Geschlechtern eine Verschlechterung des Verhältnisses von Auf- und Abstiegen festzustellen, die bei den Frauen schwächer als bei den Männern ausfällt. Trotz der fortbestehenden Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen auf dem Arbeitsmarkt und in den Karrieremöglichkeiten zeigt sich hierin in diachroner Lebenslauf-Perspektive eine gewisse Verschiebung der Gewinner-/Verlierer-Relationen zugunsten der Frauen.

Wesentlich in unserem Zusammenhang ist, dass nun neben die Aufstiegsaspirationen der Männer im Feld der Erwerbsarbeit eigenständig diejenigen der Frauen getreten sind. Dies führt zu einer Erweiterung der Aufstiegs konkurrenz, die nun von beiden Geschlechtern im Feld der Erwerbsarbeit ausgetragen wird. Es wäre interessant, ob diese Entwicklung auch innerhalb von Partnerschaften zu einer verstärkten Kompetitivität der Aufstiegsorientierungen von Männern und Frauen geführt hat, während der Aufstieg (des Mannes) früher ein gemeinsames Projekt des Paares war, oder ob sich ein neues Verständnis des Paaraufstiegs entwickelt, nun nicht als Unterordnung des einen Partners unter den Aufstieg des anderen, sondern als gemeinsam auszuhandelndes Paarprojekt. Ein solches könnte zu einer Entlastung der Männer – wie auch der Frauen – von den an sie gerichteten Aufstiegserwartungen beitragen.²⁹

Aufgrund der geschlechtsbezogenen Ungleichheit der Karrieren von Männern und Frauen wird Sozialer Aufstieg heute in hohem Maße im Hinblick auf die Aufstiegs konkurrenz der Geschlechter thematisiert. Dies ist berechtigt, führt aber zugleich dazu, dass die allgemeine Verringerung der Aufstiegschancen ausgeblendet wird und Konflikthaftigkeit von Aufstiegs konkurrenz entlang der Geschlechterdifferenz thematisiert wird.³⁰

²⁷ Hier könnte man die Frage anschließen, ob diese Referenz der subjektiven Wertung der Frauen entspricht, und inwiefern hier nicht die Normalität der Existenz einer bürgerlichen Kernfamilie unterstellt wird.

²⁸ Pollak stützt sich vor allem auf Daten der ALLBUS-Wellen 1980 bis 2008, des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) und der deutschen Lebensverlaufsstudien. Pollak legt in Anlehnung an Erikson/Goldthorpe (1992) eine Einteilung der Gesellschaft in sieben Klassenpositionen zugrunde, die auf Berufsgruppen abstellen. Für die Einschätzung der Mobilität ist die Zahl der Klassenpositionen wichtig, da sich die Zahl der Auf- und Abstiege vermehrt, wenn mehr Klassen- (oder Schicht-) positionen unterschieden werden. Der Aufstieg vom Facharbeiter zum Meister wird zum Beispiel nicht als Aufstieg gezählt, da Facharbeiter und Meister in einer Position zusammengefasst sind.

²⁹ Vgl. zu Doppelkarriere-Paaren Wimbauer 2012.

³⁰ Als weitere Folge der Veränderung der Geschlechterordnung wird eine zunehmende Polarisierung der Ungleichheit zwischen Haushalten diagnostiziert. Die gewachsene Bildungsbeteiligung wie auch Erwerbsbeteiligung von Frauen habe Partnerschaften unwahrscheinlicher gemacht, die von innerer Statusdifferenz geprägt waren, in der also ein statushöherer Mann – gemessen an Bildungsstand und Position in der Erwerbswelt – in einer Partnerschaft mit einer statusniedrigeren Frau lebt. Die „Homogamie-Neigung“, also die Tendenz von Menschen, PartnerInnen mit vergleichbarem Bildungshorizont zu wählen, nehme an Bedeutung zu, wenn die Partnerschaft nicht mehr als

De-Institutionalisierungen von Aufstiegsparcours

Soziale Aufstiegsprozesse können in unterschiedlichem Maße institutionalisiert werden. Im Laufbahnmodell war ein stark reguliertes Modell orientierungsleitend, in dem zeitliche Sequenzen des Aufstiegs relativ klar erwartbar sind. Dieses Modell ist seit etwa zwei Jahrzehnten in der Krise, in vielen Bereichen Vergangenheit.³¹ An seine Stelle ist ein Modell permanenter Bewährung getreten, in dem zwar Statuspositionen nicht abgeschafft und deshalb Sozialer Aufstieg weiterhin wesentlich ist, aber diese eine fluide Form angenommen haben. Sie sind durch Erfüllung von Zielvorgaben, von Kennziffern zu verdienen; ein Aufstiegsschritt ist gewissermaßen ein Kredit, ein Anerkennungsvorschuss, der den Aufsteigenden zum Schuldner macht, der den Kredit durch entsprechende Leistungen zurückzahlen muss. Der Aufstieg ist so nicht nur fragil und kann schnell in Abstieg übergleiten, er ist auch in gesteigertem Maße kompetitiv, weil die Zahl der Konkurrenten tendenziell unbegrenzt ist.³² Dies ist natürlich eine idealtypisch zugespitzte Darstellung. Sie kann aber die Veränderungen verdeutlichen, die sich zwischen den Polen des Laufbahn- und des permanenten Bewährungsmodells Sozialen Aufstiegs vollzieht. Dabei ist es nicht nur die regulierte Sequenzialität, sondern auch die Lesbarkeit der Bewährungsproben, die erodiert. Es ist in hohem Maße unbestimmt, welche Regeln und Erwartungen und welche normativen Kriterien den wiederkehrenden Bewährungsproben zugrunde liegen.³³

Statusinstabilität und Statusinkonsistenz

Mit der De-Institutionalisierung von Aufstiegsparcours dürften vermehrt Erfahrungen von Statusinstabilität verbunden sein. Weil ein einmal erworbener Status nicht auf Dauer gestellt ist, wird er als instabil erlebt. Dies muss nicht immer als Problem bewertet werden. Denn nicht alle, eher eine Minderheit der Gesellschaftsmitglieder, haben die Möglichkeit, eine Berufsposition wie die des Geschäftsführers, Chefredakteurs oder Professors, oder aber des Schichtführers oder Vorarbeiters zu erreichen (Rosa 2009: 111). Für all diejenigen, die bei dieser Statusfestigkeit keine Chance hatten, ihrerseits eine anerkannte berufliche Position zu bekleiden, kann es sich durchaus als Verheißung darstellen, wenn sich „in der Spätmoderne (...) die Wettbewerbs- und Anerkennungskämpfe vom Positionskampf, der das Erreichen und Sichern von stufenförmig angeordneten Wettbewerbs- und Anerkennungsniveaus erlaubte, zum ununterbrochenen performativen Kampf“ (ebenda) wandelt. Doch selbst wenn erhöhte Statusinstabilität auch Gewinner kennt, bleibt sie eine Erhöhung von Unsicherheit und geht mit einer Verunsicherung von Anerkennungserfahrungen und mit einer Unbestimmtheit der für Anerkennung relevanten Kriterien einher. Statusunsicherheit ist nicht zuletzt eine Folge der Zunahme einer Form von Prekarisierung, in der sich die Qualität der Beschäftigungssituation im Zeitverlauf häufig

arbeitsteilige, sondern als eine „reine Beziehung“ (Giddens 1993) eingegangen werde. Dadurch verfestigten sich die Unterschiede zwischen den Milieus. (Mau 2012: 53 f.)

³¹ Vgl. hierzu Wagner 2004: 233 ff. und di Luzio 2003.

³² In Anlehnung an Karl Mannheim (Corsten 2010: 152 ff.) spricht Michael Corsten (2013: 15) hier von der „Rückkehr des Kampfspielraums“.

³³ Vgl. ausführlicher: Voswinkel 2012; Voswinkel/Wagner 2013.

verändert.³⁴ Es erscheint plausibel, dass eine bestimmte Form der Prekarität, die Berthold Vogel gewissermaßen jenseits der vertikalen Ungleichheitsskala als diejenige der Grenzgänger des Arbeitsmarktes bezeichnet (Vogel 2009a; 2009b), mit Erfahrungen der Statusinkonsistenz einhergeht (Grimm 2013): gute Ausbildung, prekäres Arbeitsverhältnis, als Akademiker auf den Fluren der Arbeitsagentur, bewundert für das inkorporierte Kulturkapital, mitleidig betrachtet für den Zwang, mit 30 Jahren wieder bei den Eltern einzuziehen. Statusinkonsistenz und Statusinstabilität im Zeitverlauf können hier eine sich wechselseitig verschärfende Verbindung eingehen.

Soziale Schließungsprozesse

Wenn die Rolltreppe nicht mehr fährt, liegt es nahe, dass sich die Konflikte um die Positionen auf den verschiedenen Stufen intensivieren, da der Aufstieg verstärkt einen Nullsummencharakter annimmt. Dementsprechend ist mit zunehmenden Prozessen sozialer Schließung zu rechnen, um Positionen zu verteidigen oder Vorteile bei der Positionsverbesserung zu erzielen. Denn Akteure können nun eine Verbesserung ihrer Position nur dadurch erreichen, dass sie andere davon abzuhalten vermögen, ihre Ressourcen zu nutzen. Derartige Tendenzen lassen sich derzeit bereits beispielsweise bei den verstärkten Bemühungen von Mittelschichteltern beobachten, ihren Kindern selektive Vorteile im Bildungssystem zu verschaffen: Durch den Besuch von Privatschulen, durch die Finanzierung von Nachhilfeunterricht und andere Fördermaßnahmen, die gewisse ökonomische und kulturelle Ressourcen voraussetzen, durch die Wahl des Wohnorts im Hinblick auf den Zugang zu besseren (vor allem nicht von „Diversitätszumutungen“ (Mau 2012: 162) belasteten) Schulen und nicht zuletzt durch die energische Abwehr von Versuchen, das dreigliedrige Schulsystem in Frage zu stellen.

Exklusionsprozesse und Statusfatalismus

Eine verschärfte Form sozialer Schließung stellen Exklusionsprozesse dar. Hierunter möchte ich den Ausschluss von Teilen der Bevölkerung aus der Zone der Zugehörigkeit (Castel nennt diesen Ausschlussbereich die „Zone der Entkopplung“) verstehen, in der überhaupt Ansprüche auf eine Teilnahme an Erwerbsarbeit und am Kampf um Anerkennung gestellt werden können. Exklusion lässt sich verstehen als ein Status des Draußen im Drinnen³⁵: zugehörig zur Gesellschaft, etwa als Staatsbürger, als (ressourcenschwacher) Teilnehmer am Konsum und als Platzeinnehmer im Raum, aber faktisch als „überflüssig“ behandelt.

Dadurch werden die Betroffenen in gewissem Sinne unsichtbar gemacht, etwa indem sie nicht als Teil des Erwerbspotentials gesehen werden; Vollbeschäftigung wird nämlich inzwischen auch dann als erreicht angesehen, wenn ein „Bodensatz“ von Arbeitslosen existiert.

³⁴ Wer dauerhaft auf nachteiligen Erwerbspositionen verharren muss, hat immerhin nicht unter Statusunsicherheit zu leiden. Dieser „Vorteil“ ist ein wesentlicher Motivator für eine mentale Anpassung an die Erwerbssituation im Sinne etwa des Statusfatalismus.

³⁵ Nikola Tietze (2006: 157) spricht in einer ähnlichen Formulierung mit Blick auf die gesellschaftliche (Des-) Integration junger ausbildungsloser Türken in einem marginalisierten Hamburger Wohnviertel von einem „Drinnen im Draußen“.

Gleichwohl wird mangelnder Aufstiegswillen bei einer neuen Unterschicht beklagt. Diese Debatte wurde gerade im Umfeld der Sozialdemokratie im Zusammenhang mit einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung (Neugebauer 2007) geführt, weil sie vom Scheitern des großen sozialdemokratischen Projekts zu künden schien. Diese schlechte Botschaft korrespondierte mit der Rede von der Entwicklung der „Überflüssigen“ (Bude/Willisch 2008), einer sozialen Kategorie, deren Bezeichnung zum Ausdruck bringen sollte, dass es sich um Menschen handelt, die im flexiblen Kapitalismus für die wirtschaftliche Entwicklung nicht erforderlich sind. Sie fungierten nicht einmal mehr als industrielle Reservearmee, weil sie dem Arbeitsmarkt nicht mehr zur Verfügung stünden. Die Kategorie der „Überflüssigen“ formuliert in dieser Hinsicht mehr als den für den Kapitalismus ja nicht besonders neuen Umstand, dass das Arbeitskräfteangebot die Arbeitskräftenachfrage übersteigt. Vielmehr wird mit der „Überflüssigkeit“ zum Ausdruck gebracht, dass diese Menschen nicht mehr zum Arbeitskräfteangebot zählen.

Das wird nun in der neuen Unterschichtendebatte (vgl. hierzu Chassé 2010) darauf zurückgeführt, dass die „Überflüssigen“ nicht über die zivilisatorischen Voraussetzungen verfügten, die für ihre Nutzung auf dem Arbeitsmarkt erforderlich sind. Die „couch potatoes“ hätten die mentale und physische Arbeitsfähigkeit verloren oder (in der migrantendiskreditierenden Variante) nicht entwickelt, zu deren Erzeugung auch der Frühkapitalismus viel erzieherische und disziplinierende Anstrengungen aufwenden musste. Auch wenn dieser Umstand nicht (wie von Thilo Sarrazin 2010) mit biologischen, kulturellen oder gar tendenziell rassistischen Defiziten in Verbindung gebracht, sondern als Folge länger dauernder Arbeitslosigkeit und der hiermit verbundenen habituellen und psychischen Auswirkungen erklärt wird, herrscht doch ein verfestigter Pessimismus hinsichtlich der kurz- und mittelfristigen Änderbarkeit dieser Situation vor. Den „Überflüssigen“ selbst wird fehlender oder verlorener Aufstiegswillen attestiert. Das Institut für Demoskopie Allensbach prägte hierfür die Kategorie des „Statusfatalismus der Unterschicht“ (Köcher 2008; 2009).

Die ungleichheitsreproduzierenden Wirkungen des Bildungssystems und der „Statusfatalismus der Unterschicht“ haben das Thema des Sozialen Aufstiegs ins Zentrum der Debatte gerückt, allerdings setzt diese Debatte nunmehr auf der kulturellen Individualisierung auf, die von der früheren Phase umfangreicherer Aufstiegsprozesse gefördert worden war. Demzufolge wird der „Statusfatalismus“ nun individualisierend zugeschrieben – als individuelles Versagen, Unvermögen oder Unwillen. Das führt entweder dazu, dass die „Überflüssigen“ aus dem Zugehörigkeitsbereich der Gesellschaft exkludiert werden. Oder sie sollen mit „Aktivierungspolitiken“ erzogen werden, um ihre individuellen motivationalen Defizite zu bearbeiten.³⁶

Sowohl die individualisierende als auch die kulturalisierende Deutung des „Statusfatalismus“ blenden jedoch die strukturellen Veränderungen der Aufstiegsdynamik und der Aufstiegsmöglichkeiten aus. Zwar wird meist auf die große Bedeutung der Bildung für den Sozialen Aufstieg hingewiesen. Doch beinhaltet auch dieser Hinweis wiederum eine individualisierende Verantwortungszuschreibung, wenn sie die Erkenntnisse über die Selektivität des Bildungssystems ignoriert und nicht mit einer politischen

³⁶ Einer kulturellen oder biologischen Deutung muss eine Aktivierungspolitik als nutzlos erscheinen, da es in ihrer Sicht nicht um individuelle Defizite geht. Hier kommt letztlich nur die – meist unausgesprochene – Konsequenz in Betracht, sie entweder intern durch Ignorierung oder extern durch Abschiebung zu exkludieren.

Strategie zur entsprechenden Reform des Bildungssystems einhergeht. Somit werden keine glaubhaften neuen Aufstiegsversprechen geboten, sondern Aufstiegsverpflichtungen formuliert.

Es liegt nahe, „Statusfatalismus“ als eine Anpassung an die strukturell begrenzten Verhaltensmöglichkeiten zu verstehen, mit der Beschämungen, Enttäuschungs- und Missachtungserfahrungen vermieden werden sollen. Erving Goffman (1962) hat dies mit dem Begriff des „cooling out“ gefasst, der einen Prozess der Anpassung von Erwartungen an Enttäuschungen und als eine Form des Umgangs mit einer durch Stigmatisierung „beschädigten Identität“ (Goffman 1990/1963) bezeichnet. Indem man die Ansprüche reduziert, kann man nicht an ihnen scheitern und gewinnt eine sekundäre Selbstgewissheit. Diese kann die Basis dafür bilden, sich in einer ökonomischen und missachtungsgeprägten Mangelsituation einzurichten, indem diese inkorporiert und habitualisiert wird.³⁷

„Refeudalisierung“

Der Statusfatalismus kann als eine Facette einer Entwicklung betrachtet werden, die Sighard Neckel (2011) mit dem Begriff der „Refeudalisierung“ zu erfassen versucht hat. Neckel, der hiermit in erster Linie auf ökonomische Entwicklungen und Formveränderungen abstellt, bezieht sich vor allem auf die Abkopplung der „Elite“ (des Managements, der Celebrity-Prominenz usw.) von den Legitimationsprinzipien einer (ehemals) meritokratischen Gesellschaft, die mit dem Wandel vom Leistungs- zum Erfolgsprinzip normativ ausgehöhlt sei. In einem umfassenderen Sinne scheint es mir gerade das Zueinander der Entkopplung der sozialen „Spitze“ und der sozialen „Basis“ von den normativen Prinzipien einer modernen Gesellschaft zu sein, die im Zusammenhang mit dem Verlust des Aufstiegsglaubens als „Refeudalisierung“ provisorisch markiert werden kann³⁸: „Entfällt (...) die Erfahrung der Teilhabe an sozialen Aufstiegsprozessen, verfestigt sich das innere Bild einer Klassenstruktur der Gesellschaft offenbar derart nachhaltig, dass sich die Bevölkerungsgruppen untereinander stärker denn je als völlig undurchlässig erleben.“ (Neckel 2008: 37)

Ich ziehe als Zwischenfazit: Die kurze zeitdiagnostische Skizze des Wandels, der sich in Deutschland in der Bedeutung und der Thematisierung des Sozialen Aufstiegs beobachten lässt, zeigt eine verstärkte soziale Ungleichheit im Sinne einer Polarisierung der Einkommens- und Vermögensverteilung, ein insgesamt verschlechtertes Verhältnis von Aufstiegs- zu Abstiegsmobilität, verbunden mit der neoliberalen Aufkündigung des Konsenses über das Ziel einer Verringerung sozialer Ungleichheit. Diese Entwicklung geht einher mit einer De-Institutionalisierung von Aufstiegsparcours und verstärkter Statusinstabilität und vermutlich auch Erfahrungen der Statusinkonsistenz. Diese Entwicklung tritt in der Wahrnehmung in den Hintergrund gegenüber der Aufmerksamkeit für Ungleichheit des Ungleichartigen. Die soziale Norm der Aufstiegsorientierung wird in besonderer Weise aktiviert, um den Statusfatalismus

³⁷ Dörre et al (2013) geben Hinweise auf derartige Prozesse in ihrer Darstellung des Typus der Hartz-IV-EmpfängerInnen, den sie als „Nicht-Arbeiterinnen“ bezeichnen.

³⁸ Ich verwende den Begriff hier, obwohl ich einige Vorbehalte gegen diese Analogie zum Feudalismus habe, die mir in mancher Hinsicht irreführend erscheint. Als etwas polemischer Marker für bestimmte Aspekte der Entwicklung scheint er mir jedoch tauglich zu sein, bis ein präziserer Begriff für die Struktur der bezeichneten Phänomene gefunden ist.

der Abgehängten zu geißeln, einen Prozess, der als Anpassung an verringerte Aufstiegspotenziale verstanden werden muss. Ich möchte vor diesem Hintergrund von einer *Krise der Aufstiegsorientierung* sprechen. Es ist offensichtlich, dass diese Krise eng mit dem auch perspektivisch nachlassenden ökonomischen Wachstum der kapitalistischen Wirtschaft zusammenhängt. Die Aufstiegsrolltreppe ist gewissermaßen abgestellt oder sie stottert zumindest heftig. Und das macht den Aufstieg nicht nur beschwerlich, sondern auch konfliktintensiver. Und es spricht alles dafür, dass diese hier bereits erkennbaren Entwicklungen sich bei dauerhaft fehlendem Wachstum und den damit zunächst einmal verbundenen Auswirkungen für die Aufstiegsprozesse verstärken werden.

5. Drei Dimensionen der Krise der Aufstiegsorientierung: Partikularität, Anomie und Paradoxie

Aus der Krise der Aufstiegsorientierung ist nun aber keineswegs bereits auf eine Abkehr von ihr, auf einen „Wandel im sozialen Paradigma“ (Reisch 1995: 134) zu schließen. Es gibt starke Gründe, die für eine langfristige Persistenz der Aufstiegsorientierung sprechen. Allerdings fehlt ihr die universalisierende Ausprägung; sie wird kompetitiver und partikularer (1). Die Anomietheorie von Merton bietet einen konzeptionellen Rahmen, um konfliktuelle Entwicklungen in der normativen Ordnung zu beschreiben (2) und schließlich werden paradoxe Implikationen der Aufstiegsorientierung (3) vermehrt erfahrbar und können einen Ansatz für eine emanzipative Politik unter Postwachstumsbedingungen bieten.

Erhöhte Partikularität und Kompetitivität persistenter Aufstiegsorientierung

Zunächst gibt es gute Gründe dafür anzunehmen, dass die Aufstiegsorientierung trotz fehlenden Wachstums fortbesteht. Ich möchte vier Gründe herausgreifen:

a) Keynes hat unterschieden zwischen absoluten Bedürfnissen, die unabhängig vom Bezug zu anderen sind, und relativen Bedürfnissen, die wir „nur fühlen, wenn ihre Befriedigung uns über unsere Mitmenschen erhebt, uns ein Gefühl der Überlegenheit gibt“ (Keynes 1930: 140). Er hielt die letzteren – im Unterschied zu den absoluten – für möglicherweise unbegrenzt, so dass bei ihnen keine Sättigung zu erwarten wäre.³⁹ Der Status- und Geltungskonsum (Veblen 2007) bzw. die „Positionsgüter“ (Hirsch 1980; Nullmeier 2000: 124 ff.) werden also durch den Vergleich und durch die Distinktion gefördert. Auch mit Bourdieu müssen wir davon ausgehen, dass die Distinktionsprozesse unbegrenzt sind, hat er doch hervorgehoben, dass die oberen Klassen dann, wenn sich der Geschmack der unteren dem ihren immer wieder angleicht, sich in stets neuer Weise hiervon distinguieren, indem sie neue Konsum- und Lebensstilpräferenzen entwickeln. Hinzu kommt die imaginäre Seite des Konsums (Campbell 1987), also die Verbindung von Lebenswünschen und Identitätsaspekten mit bestimmten Konsumgütern, die den symbolischen vom „materiellen“ Gebrauchswert trennt (Deutschmann 2012). Die

³⁹ Allerdings hat er aus dieser Feststellung keine Konsequenzen gezogen, die ihn an seiner langfristigen (positiv verstandenen) Perspektive eines wachstumsarmen Kapitalismus zweifeln ließen.

Konsummöglichkeiten haben sich zudem relativ entkoppelt von den durch Arbeit erzielten Einkommen, weil private und staatliche Transferzahlungen, der Konsumentenkredit im Rahmen des „privatisierten Keynesianismus“ (Crouch 2009) und das Wachstum privater Finanzvermögen bis in die Mittelschichten hinein (Deutschmann 2008c) einen Konsum zumindest zeitweilig und auf Kredit ermöglichen, der durch die finanziellen Möglichkeiten des Einzelnen (noch) nicht gedeckt ist (Voswinkel 2013).

b) Es erscheint darüber hinaus zweifelhaft, dass sich, wie bisweilen behauptet, in der Gegenwart keine Visionen mehr mit technologischen Innovationen verbinden, die neue Lebensmöglichkeiten erschließen. Man denke nur an die mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien verbundenen Versprechen der allseitigen Konnektivität, Flexibilität und Globalität sowie an die Entwicklung neuer Mobilitätstechnologien. Wachstumspotenziale für den Konsum ergeben sich zudem nicht (nur) durch mehr Produkte, sondern durch neue und erneuerte Produkte (Modell- und Designwechsel). Schließlich sei daran erinnert, dass jenseits der (materiellen und symbolischen) Gebrauchswertseite des Konsums das Bedürfnis nach Geld als „absolutem Mittel“ (Deutschmann 2008b) unbegrenzt steigerbar ist. Denn als „Superadditum des Reichtums“ (Simmel 1989: 276) vermittelt Geld soziale Macht und es bietet „nicht nur die Option auf dieses oder jenes Gut, sondern eine Option höherer Ordnung. Individuelle Freiheit mitten in der Gesellschaft – das ist etwas ganz anderes als nur der ‚Nutzen‘ von Äpfeln und Birnen!“ (Deutschmann 2008a: 28) Insofern entkoppelt sich nicht nur der Konsum von der Erwerbsarbeit, sondern auch das Geld vom Konsum, wodurch die Orientierung auf persönliche ökonomische Prosperität und sozialen Aufstieg gestützt wird.

c) Schließlich vermittelt Sozialer Aufstieg nicht nur mehr Einkommen und Konsummöglichkeiten, sondern auch einen Gewinn an Einfluss und Macht und damit an persönlicher Autonomie. Gerade dann, wenn der Fahrstuhl abgestellt ist, kann die Hoffnung sinken, auf der derzeitigen gesellschaftlichen Position seine Lage verbessern zu können. Diese Schwächung vermuteter Voice-Potenziale kann die Orientierung auf Exit durch Aufstieg noch verstärken. Es ist dann nicht nur das Streben nach positionaler Wertschätzung (Kaletta 2008), das der Aufstiegsorientierung zugrunde liegt, sondern auch eine Enttäuschung über die Verbesserungsmöglichkeiten ohne Aufstieg.

d) Viertens schließlich ist Sozialer Aufstieg eine gesellschaftliche Erwartung, die tief in der modernen Kultur verankert ist und durch die Phase des universalisierten fordistischen Aufstiegsversprechens noch befördert wurde. Viele Phänomene sprechen dafür, dass diese Erwartung vielleicht noch stärker in den Vordergrund tritt, wenn ihre Realisierungsmöglichkeiten erschwert sind: Die Debatte um den Aufstieg im Bildungssystem spricht ebenso dafür wie die skizzierte Statusfatalismus-Debatte. Die Erfolgskultur der Gesellschaft (Neckel 2001) weist denjenigen, die nicht erfolgreich sind, schnell den Loser-Status zu. Ein Blick in normale Buchhandlungen belehrt ebenso wie die Eingabe des Terminus „Karriere“ in der Suchfunktion von amazon⁴⁰ darüber, wie überschäumend die Zahl der Karriereratgeber ist.

Obwohl also der Soziale Aufstieg unter Bedingungen fehlenden Wachstums schwieriger und konfliktreicher ist, ist kaum damit zu rechnen, dass mit dem Ende des Wachstums das Ende der Aufstiegsorientierung eingeläutet ist. Aber die Aufstiegsorientierung hat ihre universalisierende

⁴⁰ Eine Suche am 14. August 2013 ergab 13.999 Nennungen.

Dimension (vielleicht sollte man sagen: Illusion) verloren. Die Aufstiegskämpfe werden konflikthafter. Darin liegt anomisches Potenzial, wie es von Robert Merton skizziert worden ist.

Konflikte zwischen normativen Zielen und normativen Mitteln

Wenn die Versprechen, die mit Sozialem Aufstieg verbunden sind, und wenn die Legitimation des Aufstiegs durch die Erosion des Leistungsprinzips und durch „Refeudalisierungs“prozesse erodieren, dann kann damit gerechnet werden, dass die normative Integration der Gesellschaft geschwächt wird. Robert Mertons (1995a) Anomietheorie kann hier als Inspirationsquelle genutzt werden, um solche Prozesse zu begreifen. Ich verstehe dabei Mertons Theorie als ein formales heuristisches Angebot, das sich mit den Folgen einer Inkongruenz zwischen gesellschaftlichen Ziel-Werten und institutionalisierten Mitteln und Wegen zur Realisierung der Ziel-Werte befasst. Die Brauchbarkeit des Konzepts ist in diesem Verständnis nicht daran gebunden, dass eine einheitliche Wertekultur in einer Gesellschaft vorausgesetzt wird oder dass der von Merton implizit unterstellte Zusammenhang von anomischem Verhalten und Schichtzugehörigkeit zutrifft.⁴¹

Sozialer Aufstieg ist ein kulturell in der modernen Gesellschaft hoch bewertetes Ziel. Normativ institutionalisiert ist das Leistungsprinzip als der Weg zur Erreichung dieses Ziels, das auf die Erwerbsarbeit bezogen und in Karrieremustern konkretisiert wird. Merton zufolge ergeben sich funktionale Anpassungsprobleme dann, wenn die normativ anerkannten Mittel Akteuren nicht ermöglichen, die anerkannten Ziel-Werte zu erreichen. Diese Situation bezeichnet Merton als Anomie. Die Theorie von Merton ist zwar funktionalistisch angelegt, dies aber in einer Variante, die sich konfliktsoziologisch interpretieren lässt.

Merton unterscheidet vier Typen solcher Konflikte.⁴²

- Von „Innovation“ spricht Merton, wenn gesellschaftlich anerkannte Ziele (hier: der Soziale Aufstieg) mit illegitimen Mitteln verfolgt werden. Es handelt sich um Verhaltensweisen von Menschen, die aufgrund verschiedener Faktoren (mangelnde Ressourcen, gesellschaftliche Diskriminierung usw.) keine Möglichkeit sehen, auf anerkanntem Wege die hochbewerteten Ziele zu erreichen. Innovative Akteure können in der Gesellschaft „Bewunderung wider Willen“ (Merton 1995a: 137) erfahren: Ihr Erfolg verschafft ihnen Anerkennung, obwohl die Anerkennenden nicht wünschen würden, dass die angewandten Mittel für den Erfolg die gesellschaftlich anerkannten wären. Die beispielhafte Figur Mertons für den „Innovator“ ist Al Capone: „In einem solchen Kontext steht Al Capone für den Triumph der amoralischen Intelligenz über das ‚Versagen‘, das moralisch vorgeschrieben ist, wenn *in einer Gesellschaft, die den wirtschaftlichen Wohlstand und den sozialen Aufstieg für alle ihrer Mitglieder*⁴³

⁴¹ Dies sind klassische Kritikpunkte an Mertons Anomietheorie. Vgl. Bohle et al 1997: 37 ff.).

⁴² Wenn Merton in diesem Zusammenhang von „abweichendem Verhalten“ spricht, so versteht er dies nicht als individuelle Devianz, sondern als eine Folge strukturell angelegter Konflikte und Diskrepanzen zwischen Erwartungen und Ressourcenausstattungen.

⁴³ Kursiv bei Merton.

besonders hoch bewertet, die Bahnen der vertikalen Mobilität versperrt oder verengt sind.“ (Merton 1995a: 141)

- „Ritualismus“ ist gegeben, wenn die normativen Mittel befolgt werden, die Ziele aber nicht mehr relevant sind, wenn also zwar das Leistungsprinzip befolgt wird, dies aber nicht mit der Erwartung verbunden ist, damit tatsächlichen Sozialen Aufstieg zu erreichen: „Der Grundtenor all dieser Einstellungen ist, daß hohe Ansprüche nur in Frustration und Gefahr führen, niedrige Ansprüche dagegen zu Zufriedenheit und Sicherheit.“ (Merton 1995: 145)
- Von „Rückzug“ spricht Merton, wenn sowohl Ziele als auch Mittel abgelehnt werden, wenn also – im Hinblick auf unser Thema – weder Aufstieg angestrebt noch das Leistungsprinzip befolgt wird. Menschen mit diesem Anpassungsmodus „gehören genau genommen zwar *in* die Gesellschaft, aber nicht *zu* ihr.“ (Merton 1995: 147)
- „Rebellion“ liegt schließlich vor, wenn Akteure *neue* Mittel und *neue* Ziele verfolgen, wenn also weder Sozialer Aufstieg als Ziel-Wert gilt noch das Leistungsprinzip orientierungswirksam ist.⁴⁴

Als heuristisches Schema ist das Konzept geeignet, verschiedene Phänomene, die wir derzeit beobachten können, zu fassen: Die Riots in britischen Vorstädten wurden von Oliver Nachtwey (2011) im Sinne der Anomievariante „Innovation“ gedeutet, weil die Werte der Konsumgesellschaft – die Aneignung hochwertiger prestigereicher Konsumgüter – von den Marginalisierten britischer Vorstädte nur auf illegitimem Wege erfüllt werden konnten. Der „Ritualismus“ macht deutlich, dass Menschen durchaus leistungsorientiert handeln können, auch wenn sie den Glauben an den Ertrag ihrer Leistung verloren haben; so sichern sie ihre Selbstauffassung als Leistungskraft oder haben ein Leistungspflichtethos gewissermaßen habitualisiert – Bourdieu (1980: 111) würde vom Hysteresis-Effekt sprechen. Die aktivierende Arbeitsmarktpolitik zielt letztlich darauf, diesen Anpassungsmodus zu fördern. Der „Rückzug“ erfasst den bereits geschilderten Fall des Statusfatalismus – und um „Rebellion“ aufzuspüren, müssten Fälle identifiziert werden, in denen weder Aufstieg noch Leistungsverhalten als Werte vorliegen.

Paradoxe Implikationen Sozialen Aufstiegs

Die Krise der Aufstiegsorientierung muss sich aber nicht nur in einer mit der Persistenz der Aufstiegsorientierung verbundenen stärkeren Konfliktualität und nicht unbedingt in „anomischen“ Entwicklungen niederschlagen. Vielmehr werden bereits heute auch die problematischen Seiten des Aufstiegsstrebens unter Bedingungen fehlenden Wachstums erfahrbar.

Das Kosten-Nutzen-Verhältnis zwischen den Aufwendungen, die erforderlich sind, um einen Sozialen Aufstieg zu realisieren, und der Wahrscheinlichkeit seiner Realisierung verschlechtert sich. Immer mehr machen Menschen die Erfahrung, dass zum Beispiel Investitionen in Bildung (eigene oder die der Kinder), dass Engagement und Commitment in entgrenzter Arbeit nicht oder aufgrund der Unlesbarkeit

⁴⁴ Dieser Fall ist im funktionalistischen Schema etwas unklar, weil nicht ersichtlich ist, inwiefern man hier von einem „Anpassungsmodus“ sprechen kann.

der Bewährungsproben nur in kontingenter Weise zum Erfolg führen. Häufig ermöglichen sie nur, den eingenommenen Status zu erhalten oder einen Abstieg zu verhindern. Dieser „rasende Stillstand“ (Rosa 2009: 110) kann ein Gefühl der Sinnlosigkeit erzeugen.

Der unsicherer gewordene Aufstieg ist mit größeren Opfern verbunden, die Menschen erbringen müssen: Durch Verzicht auf andere Ansprüche an das Leben, die Probleme der „Work-Life-Balance“, durch Stress und Sinnverlust, der sich in Burnout und dem Gefühl des permanenten Ungenügens und wiederkehrenden Situationen (fremdbestimmter) Bewährungszwänge niederschlägt.⁴⁵

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen und der geschwundenen Aufstiegszuversicht haben die mit dem Wachstum verbundenen Versprechen an Glaubwürdigkeit verloren. Das Wachstum ist von einer Verheißung zu einem „stahlharten Gehäuse“ (Max Weber) geworden. Mit ihm werden keine substantiellen Verbesserungen mehr verbunden, sondern nurmehr die Abwehr von Verschlechterungen. Vom Wachstum erwartet man kein Mehr an Wohlstand, aber bei fehlendem Wachstum fürchtet man Wohlstandsverluste.⁴⁶

Wenn auch Wachstum und Aufstieg keine Versprechen mehr sind, so sind doch Nicht-Wachstum und Abstieg Bedrohungen. Denn weil der Kapitalismus zum Wachstum gezwungen ist, folgen aus Nicht-Wachstum hier Krise, Arbeitslosigkeit, Armut usw.. Dieser Bedrohung und den aus ihr resultierenden Ängsten und Disziplinierungseffekten aber können sich auch diejenigen nicht entziehen, die nicht an Aufstieg positiv orientiert sind.

Man kann dies als eine paradoxe Entwicklung beschreiben: Die mit Sozialem Aufstieg verbundenen Erwartungen und Versprechen – mehr Autonomie und Selbstentfaltung, vielfältigere Lebensoptionen – werden durch die verstärkten Opfer für den Aufstieg konterkariert. Wer erwartet, durch Aufstieg mehr Lebensqualität und Freiheit zu erreichen, erfährt durch die Orientierung des Lebens am Aufstieg weniger Lebensqualität und weniger Freiheit.

Diese Erfahrungen drücken sich derzeit auch in den Debatten um alternative Messinstrumente gesellschaftlicher Wohlfahrt in Absetzung vom Bruttoinlandsprodukt aus (Enquete-Kommission Wachstum, Wohlstand Lebensqualität 2013).⁴⁷ Auch wenn es sich hierbei zugleich um eine Strategie handeln mag, von der Kritik am wachstumskriselnden Kapitalismus abzulenken, sind sie doch zugleich Ausdruck eines sich verstärkenden Unbehagens.

⁴⁵ Lucia Reisch (1995: 101) hat mit Bezug auf ein negatives Kosten-Nutzen-Verhältnis zwischen den materiellen (vor allem ökologischen) und immateriellen (psychisch-sozialen) Kosten auf der einen und dem Nutzen des Wachstums auf der anderen Seite vom „Wohlstandsparadoxon“ gesprochen.

⁴⁶ Hartmut Rosa (2006: 94) spricht in einer parallelen Argumentationsfigur davon, dass sich mit der „Endogenisierung des Wettbewerbs“ das Wirtschaftswachstum von einem sozialen Versprechen erwünschten kollektiven Wohlstands zu einem „stahlharten ökonomischen Sachzwang“ gewandelt habe.

⁴⁷ Zu nennen sind hier z.B. der „Nationale Wohlfahrtsindex (NWI)“ (Diefenbacher 2013: 168 ff.) oder der „Human Development Index (HDI)“ sowie das „Bruttoglücksprodukt“ (zur Kritik an letzterem vgl. Skidelsky, R&E. 2013: 144-170).

6. Bewältigung durch Entkopplung von Versprechen und Sozialem Aufstieg

Einerseits also weisen die bisherigen Überlegungen auf verschärfte Konflikte um die Positionen in der gesellschaftlichen Ungleichheitsstruktur, auf Gefahren der Anspruchsreduktion, der Exklusion und des Statusfatalismus und auf anomische Potentiale hin, wenn die mit dem Sozialen Aufstieg verbundenen Versprechen und normativen Ansprüche in ihrem Konfliktgehalt nicht mehr durch den Rolltreppeneffekt des Wachstums moderiert werden. Andererseits aber werden die paradoxalen Auswirkungen des Sozialen Aufstiegs auf die mit ihm verbundenen Versprechen zunehmend erfahrbar. Dieses Spannungsverhältnis eröffnet ein *contested terrain*, in dem verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten denkbar sind und in dem Gestaltungs- und Interventionsmöglichkeiten bestehen.

Zwar sind Wachstum und Sozialer Aufstieg, so hatte ich eingangs gesagt, mit normativen Ansprüchen und Versprechen der Moderne verbunden. Das trägt zu ihrer starken Verankerung im Handeln der Menschen bei. Aber andererseits sind Wachstum und Sozialer Aufstieg nicht *selbst* das Versprechen.

Um diesen Unterschied zu verdeutlichen, möchte ich an die Differenzierung von Friedrich Fürstenberg anschließen, die er in seiner systematischen, tendenziell funktionalistischen Darstellung des „Aufstiegsproblems in der modernen Gesellschaft“ (Fürstenberg 1969) vorgenommen hat. Er unterschied hier zwischen „unabhängigen“ (primären) und „sekundären“ Aufstiegsmerkmalen. Als das unabhängige Merkmal bezeichnete er die „Veränderung des Verhaltensspielraums in Richtung größerer Befugnisse“ (Fürstenberg 1969: 46). Sei diese nicht gegeben, bleibe der Aufstieg labil. Die sekundären Merkmale verstand er als *Aufstiegsfolgen*. Hierzu zählte er die Verbesserung des Lebensstandards, die Steigerung des Konsums oder die Verbesserung der Wohnverhältnisse.

Diese Unterscheidung von Fürstenberg ist funktional gemeint⁴⁸ und sagt insofern nichts über die Motivation der Menschen aus. Ich möchte nun die Unterscheidung von Fürstenberg umdrehen, indem ich von den Motivationen ausgehe. Dann kehrt sich das Verhältnis von primären und sekundären Aufstiegsmerkmalen zumindest teilweise um. Dann sind es die Verbesserung der Lebensqualität, die Erweiterung von Autonomiespielräumen und Lebensoptionen, die als die primären Motive zu betrachten sind und die Menschen in einer sozial ungleichen Gesellschaft über den Weg des Sozialen Aufstiegs als (sekundäres) Mittel zu erreichen versuchen.

Geht man mit dieser Unterscheidung zwischen der Verbesserung der Lebensqualität in einem umfassenden Sinne als Ziel-Wert und Sozialem Aufstieg als darauf bezogenem Mittel wieder an das formale Konzept der Mertonschen Anomietheorie heran, so verändert sich auch hier die Perspektive. Nun können wir nämlich dann von „Innovation“ sprechen, wenn die Erhöhung der Lebensqualität auf anderem Wege als durch Sozialen Aufstieg angestrebt wird. „Ritualismus“ läge hingegen dann vor, wenn der Weg des Aufstiegs verfolgt wird, obwohl man nicht erwartet, damit mehr Lebensqualität zu erreichen. Dieser Ritualismus des Sozialen Aufstiegs wäre als eine Form sozialer Pathologie erkennbar, das Streben nach Karriere als Selbstzweck. Das Gedankenexperiment macht aber zugleich deutlich,

⁴⁸ Fürstenberg betrachtet sie als ideologiekritisch, weil er die Erfüllung sekundärer Aufstiegsmerkmale als manipulierbar ansieht, die einen Aufstieg vortäuscht, der im Grunde keiner ist. Der „Fahrstuhleffekt“ Becks wäre in diesem Sinne ein vorgetäuschter Aufstieg.

dass es einen fundamentalen kulturell-normativen Wandel voraussetzt. Hierauf hat auch Harald Welzer aufmerksam gemacht, wenn er an vielen Debatten der Postwachstumsgesellschaft kritisiert, hier werde nur „eine negative Geschichte“ erzählt. Es fehle, so Welzer (2013: 59), „eine Vision (...), wie man im Jahr 2025 eigentlich leben möchte“. In diesem kulturell-normativen Wandel müsste aber auch die Frage beantwortet werden, welche Mittel denn institutionalisiert werden müssten, um den Ziel-Wert der Verbesserung der Lebensqualität zu erreichen. Hier darf man es sich mit einfachen Ratschlägen für ein „gutes“ Leben nicht zu leicht machen. Denn für viele (auch in den „entwickelten“ Ländern) ist der soziale Aufstieg – anders als dies in der eingangs erwähnten „Wir-Rhetorik“ verdeckt wird – nach wie vor (und vielleicht sogar wieder mehr) eine wesentliche Voraussetzung für die Verbesserung der Lebensqualität. Insofern entlässt die Umkehrung der Werte in unserem Gedankenexperiment die soziale Ungleichheit nicht aus ihrer zentralen Bedeutung in einer Postwachstumspolitik.

Die Benachteiligung in einer Struktur sozialer Ungleichheit ist nicht einfach objektiv zu bestimmen. Denn Menschen, die danach streben, ihren Status im Vergleich zu anderen zu erhöhen, orientieren sich dabei nicht unbedingt an universalen und „objektiv“ bestimmbaren sozialen Ungleichheitsstrukturen, sondern beziehen ihre Deprivations- und Missachtungserfahrungen wesentlich auf den sozialen Nahbereich. Insofern ist das Gefühl von Benachteiligung auch dann noch steigerbar, wenn die Position in der Ungleichheitsstruktur „objektiv“ recht komfortabel erscheint.⁴⁹ Diese gewissermaßen „anthropologische Konstante“ gewinnt allerdings in einer Struktur gesellschaftlicher Ungleichheit eine spezifische Schärfe, weil Benachteiligungsempfinden und Aufstiegsorientierung durch objektiv minderen Status und durch subjektive Erfahrungen relativer Deprivation moralisch legitimiert werden und weil wachsende Ungleichheit „auch bei den deprivierten und prekarisierten Gruppen den Kampf um positionelle Güter“ forciert (Dörre 2012: 121).

Gleichwohl ist es sinnvoll, zwischen dem positional-kompetitiven Aspekt des Aufstiegsstrebens und den Motiven zu unterscheiden,⁵⁰ die ich als Verbesserung der Lebensqualität bezeichnen möchte und damit einen Sammelbegriff für die Erhöhung des Lebensstandards, der Autonomie- und der Gestaltungsspielräume meine, die nicht zwingend über kompetitive Aufstiegs konkurrenz realisiert werden müssen. Ich werde deshalb nun noch einige Gedanken dafür versammeln, wie sich die Versprechen der Erhöhung der Lebensqualität unter Bedingungen fehlenden Wachstums aufrechterhalten lassen, obwohl die universelle Aufstiegsorientierung, wie sie im Rolltreppeneffekt gedacht ist, an ihre Grenzen stößt, welche Mittel und Wege also zur Erreichung des Ziel-Werts Verbesserung der Lebensqualität in Betracht zu ziehen wären.

Diese Überlegungen schließen an Phänomene an, die bereits in der Praxis von Menschen zu beobachten sind. Einige möchte ich beispielhaft benennen.

⁴⁹ Der Professor vergleicht sich eben mit dem anderen Professor und nicht mit dem wissenschaftlichen Mitarbeiter und kann sich deshalb auch dann missachtet fühlen, wenn er aus Sicht des Mitarbeiters stolz auf seine Karriere sein könnte.

⁵⁰ Vgl. auch die Kritik von Ralf Dahrendorf (1983) an der Position von Fred Hirsch, dessen Meinung, dass soziale Positionskämpfe stets der Verwirklichung von mehr Gleichheit entgegenstehen werden, er als „politische Ökonomie der Frustration“ kritisierte und ihr die Möglichkeit anderer Dimensionen von Erfolg und Befriedigung als die der Positionskämpfe entgegenhielt.

Erstens können sich Distinktionskämpfe – um mit Bourdieu zu sprechen – vom Feld ökonomischen zum Feld kulturellen Kapitals verschieben, wo sie in geringerem Maße ökonomisches Wachstum voraussetzen. Das Phänomen, dass sich Distinktionskämpfe in sozial bessergestellten Milieus gerade nicht durch die Demonstration eines großen materiellen Konsumumfangs, sondern unter Umständen gerade durch demonstrativen Verzicht hierauf vollziehen, ist ja nicht neu. In den „Feinen Unterschieden“ spannt Bourdieu mit der Unterscheidung von Notwendigkeits- und Luxusgeschmack eine Polarität von Quantität und Qualität, von Materie und Form auf, die universell ist, so dass es keinen Lebensbereich gebe, der „nicht nach diesem fundamentalen Gegensatz gegliedert“ sei (Bourdieu 1984: 288). Bourdieu versteht diese Unterscheidung allerdings als Kritik im Sinne einer Aufklärung über die Selbsttäuschung der sozialen Schicht, die sich durch die Distanzierung vom materiellen quantitativen Konsum mehr dem „guten“ Leben als dem schnöden Konsum verpflichtet fühlt und sich damit von den unteren Schichten abhebt. Damit hat er selbstverständlich völlig Recht. Das Überlegenheitsgefühl der gebildeteren Klassen gegenüber den unteren, aber auch gegenüber den sich einseitig auf ökonomischen Kapitalbesitz gründenden „neureichen“ Geldbesitzern stützte sich immer schon auf den „feineren“ Geschmack, aber auch auf die Orientierung an „postmateriellen“ Werten. Diese distinguierende Unterscheidung finden wir in der Entgegensetzung zwischen Konsumorientierung und gutem Leben selbstverständlich *auch* wieder.⁵¹

So sehr also eine Verschiebung der Distinktionskämpfe hin zum Feld des Kulturellen auch als Ausdruck von Positions- und Anerkennungskämpfen betrachtet werden kann, so steckt hierin doch immerhin auch ein Potenzial zu ihrer relativen Abkopplung von der Voraussetzung des ökonomischen Wachstums.⁵² Diese Verschiebung ist also sehr zwiespältig zu beurteilen, gleichwohl liegen hierin Ansätze zu einer Entkopplung des „guten Lebens“ von der Konsumorientierung.

Zweitens möchte ich auf die spannungsreiche Beziehung zwischen einem inhaltlichen, am Gebrauchswert der Arbeit orientierten Arbeitsverständnis und Leistungsstolz einerseits und der am Tauschwert orientierten ökonomischen Erfolgsorientierung andererseits verweisen. Michael Vester et al. (2007) haben diese Spannung betont und im Hinblick auf die „neuen Arbeitnehmer“ gezeigt, dass viele Missachtungserfahrungen durch die Entwertung gebrauchswertbezogener Beruflichkeit zu registrieren sind, die verstärkt unter den Vorbehalt ökonomischer Verwertbarkeit gestellt wird. Diese Spannung macht auch die Bedeutung der im Personalwesen geführten Debatte um die Förderung von Fachkarrieren verständlich (Gross 2008, Thom 2008). Sie sollen unter Bedingungen abgeflachter Hierarchien und damit begrenzter organisationsinterner Karrieren den Beschäftigten Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen, ohne dass diese im Sinne eines Positionsaufstiegs erfolgen.

⁵¹ Gegenüber dem Frankreich, das Bourdieu in den „Feinen Unterschieden“ vor Augen hatte, haben sich allerdings die Standards schichtgemäßer Geschmacksbildung und angemessenen Konsumhandelns flexibilisiert. Der Schichthintergrund zeigt sich vielmehr in dem inkorporierten generalisierten Kulturkapital, das Menschen befähigt, ihre Konsumhaltungen zu rahmen und zu rechtfertigen: Der Aldi-Besuch des oberen Mittelschichtlers wird dann als Souveränität gegenüber Klassenvorurteilen gerahmt, eine Rahmung, die gerade dem Angehörigen der Unterschicht nicht zur Verfügung steht (Voswinkel 2013: 138).

⁵² Das gilt jedenfalls dann, wenn es sich nicht um eine Verschiebung von der Massenkonsumtion zur Luxuskonsumtion handelt und nicht auch „postmaterielle“ Lebensweisen indirekt doch wiederum ökonomische Wachstumsprozesse voraussetzen bzw. auslösen, ein Phänomen, das wir etwa im Wellness- und im Selbstfindungsmarkt beobachten können.

Zugleich sollen Fachkarrieren den Erwartungen derjenigen entgegenkommen, die nicht an einem Aufstieg im Sinne von Führungspositionen, sondern an der Entwicklung ihrer fachlichen Kompetenzen interessiert sind. In der Fachkarriere steckt das Potenzial zu einer stärkeren Anerkennung der Professionalität von Beschäftigten. Faktisch sind die Umsetzung und vor allem die Anerkennung solcher Fachkarrieren in der Regel jedoch sehr begrenzt, obgleich das Problem, auf das sie reagieren sollen, ein weit verbreitetes ist. Auch diese Debatte weist darauf hin, dass Ansprüche an Arbeit und Leben nicht vertikale Positionsverbesserungen voraussetzen müssen, derzeit aber oft nur auf diesem Wege verfolgt werden können.

Man kann diese Überlegung verallgemeinern und für eine Politik in Organisationen plädieren, die unterschiedlichen Kompetenzen, Bedürfnissen und Ansprüchen an die Entfaltung in der Arbeit Rechnung trägt, indem sie darauf orientiert, ein besseres „matching“ von Beschäftigten mit ihren Arbeitsaufgaben und Positionen in Organisationen zu ermöglichen. Zwar ist dies normalerweise das Ziel jedes Unternehmens, faktisch aber wird es auf den Einsatz von Beschäftigten entsprechend ihren Fähigkeiten *als Leistungskraft* verkürzt. Eine Voraussetzung für ein umfassenderes Verständnis wäre es, die Beschäftigten als Menschen mit vielfältigen sozialen Bezügen und individuellen Bedürfnissen in der Vielfalt ihrer gesellschaftlichen Existenz zu begreifen, die nicht auf ihre Arbeitskraft und deren Orientierung nicht auf die Karriere verkürzt werden darf.

Drittens gibt es keineswegs eine Übereinstimmung zwischen dem „an objektiven Kriterien ausgerichteten“ (Hardering 2011: 88) biographischen Erfolg im Sinne des Sich-Durchsetzens beim Kampf um knappe gesellschaftliche Positionen und dem, was Menschen subjektiv als Erfolg in ihrem Leben begreifen. Bereits in der Untersuchung von Neckel, Dröge und Somm über das Leistungsverständnis (Dröge 2007; Neckel et al 2008), beruhend auf Gruppendiskussionen mit unterschiedlichen Sozialgruppen, schälte sich – neben markt-, arbeitsqualität- und gemeinwohlbezogenen Verständnissen – als besonders zeittypisches ein Leistungsverständnis heraus, das auf den authentischen Selbstverwirklichungsdrang von Personen abstellt. In unserer Untersuchung über „Ansprüche an Arbeit und Beruf von NormalarbeitnehmerInnen“⁵³ (Hürtgen/Voswinkel 2012) konnten wir verschiedene Lebensorientierungen unterscheiden, die sich nicht zuletzt im Hinblick auf ihr Verständnis vom Erfolg im Leben und der Bedeutung des sozialen Aufstiegs unterschieden. Das Spektrum reichte von einer Lebensorientierung „Aufstieg und Prestige“, bei dem der soziale Aufstieg⁵⁴ ganz im Zentrum steht und den Umgang mit (auch anderen) Ansprüchen prägt, die zugunsten des Aufstiegs zurückgestellt werden, über die Lebensorientierung „Das Leben absichern“, in dem ein respektables Leben gesichert, aber nicht Aufstiegsaktivierungen untergeordnet werden sollte, bis zur Lebensorientierung „Selbstenwicklung und Balance im Leben“. Die dieser Lebensorientierung zugeordneten GesprächspartnerInnen setzen Arbeitsanforderungen und Karriereerwartungen dadurch Grenzen, dass sie eine Balance mit anderen Bereichen ihres Lebens (Familie, Hobby, ehrenamtliches

⁵³ Die Buchfassung der Ergebnisse ist in Arbeit.

⁵⁴ Der „Soziale Aufstieg“ meint aber bei diesen Beschäftigten keineswegs den Aufstieg in hohe gesellschaftliche Positionen, sondern eher das Bestreben, in der Mitte der Gesellschaft anzukommen (bei MigrantInnen der 2. Generation) oder das Bestreben, aufzusteigen, um auf diese Weise soziale Sicherheit zu erreichen.

Engagement) anstreben. Allerdings macht die Untersuchung, deren Sample aus relativ sicher, nicht prekär Beschäftigten mittleren Alters und mittlerer Qualifikation besteht, deutlich, wie wichtig für die Entwicklung vielfältiger Interessen die relative Sicherheit ist.⁵⁵ Die Abwehr von Karriereerwartungen stellt sich dabei oftmals als keineswegs einfach dar; einige GesprächspartnerInnen artikulierten explizit die Probleme und Gefahren, in ihrem Unternehmen „zuzugeben“, dass sie keinen Wert auf weiteren Aufstieg legen. Sie rechnen in diesem Falle mit Abstieg und fürchten, nicht mehr zu den „Leistungskräften“ der Organisation gezählt zu werden.

Anerkennungstheoretisch käme es auf eine Aufwertung einer Form der Anerkennung an, die ich als „Würdigung“ bezeichne und von der „Bewunderung“ unterschieden habe (Voswinkel 2001). Während die Bewunderung der herausragenden Arbeit und dem besonderen beruflichen Erfolg gilt, ähnelt die Würdigung der Dankbarkeit im Sinne Simmels (1992), einer Gegengabe für einen erbrachten Beitrag und kann als Wertschätzung auch normaler Arbeit verstanden werden. Die reine Erfolgsorientierung bringt eine Entwertung der „normalen Arbeit“, des nicht erfolgreichen Aufstiegs mit sich und führt zu einer Anerkennungslücke all derjenigen, die nicht überdurchschnittlich erfolgreich sind.

Diese Hinweise machen darauf aufmerksam, dass viele Menschen Selbstentwicklung und Verbesserung der Lebensqualität keineswegs an Sozialen Aufstieg binden. Sie zeigen aber auch, dass diese Orientierungen eine Begrenzung und Verringerung sozialer Ungleichheit und eine soziale Sicherung voraussetzen. Ich sehe hierin einen Anknüpfungspunkt für eine „Postwachstumsethik“, die reflexiv mit den Aufstiegs- und Wachstumsversprechen der Moderne umgehen muss und sie nicht ignorieren darf.

Die Bindung der Versprechen der Moderne – höhere Lebensqualität, mehr Autonomie und Entfaltungsmöglichkeiten – an den Sozialen Aufstieg beinhaltet eine Reduktion der sozialen Wertigkeiten von Menschen und ihrer sozialen Anerkennung auf ihre Position in der Struktur sozialer Ungleichheit, die wesentlich auf beruflichen und finanziellen Erfolg reduziert ist. Oben war bereits mit Blick auf die von den Einkommensrelationen teilweise unabhängigen Berufsprestigeskalen darauf hingewiesen worden, dass diese Reduktion auch in der Arbeitswelt derzeit nicht vollständig ist, weil Gesichtspunkte moralischer Anerkennung hier ebenfalls eine Rolle spielen. Und es existieren neben der Erwerbsarbeit weitere Felder sozialer Anerkennung wie die Familie, die Freundschaft, der Bereich sozialen Engagements, des Vereinslebens und der Welt der Hobbys usw.. Teilweise lassen sich diese Felder mit dem Konzept der „erweiterten Arbeit“ (Nierling 2013) erfassen.⁵⁶ Auch innerhalb von Organisationen und in der Arbeit gibt es *verschiedene* Möglichkeiten, Anerkennung zu erfahren.

Die Pluralisierung von Anerkennungsfeldern, also der Möglichkeit, sich als wertvoll und das Leben als sinnvoll zu erfahren, ist als eine normative Orientierung zu verstehen, die einer eindimensionalen Fixierung auf den vertikalen Aufstieg im Bereich des Erwerbslebens entgegenwirken kann. Dies entspräche dem Konzept einer „komplexen Gleichheit“, das Michael Walzer (1994) als Weg zur Verbin-

⁵⁵ Ohne dass damit gesagt sein soll, dass prekäre Beschäftigung grundsätzlich eine derartige Orientierung unmöglich macht.

⁵⁶ Aber nicht alle Lebensbereiche sollten mit dem Arbeitsbegriff belegt werden.

derung von staatsbürgerlicher Gleichheit und sozialer Ungleichheit vorschlägt. In diesem Konzept werden soziale Ungleichheiten zwar nicht aufgehoben, sie werden aber dadurch beweglich gemacht, dass es mehrere Möglichkeiten gibt, Anerkennung zu erfahren, und dass mehrere Arenen der Ungleichheit existieren. Voraussetzung ist hierbei die Errichtung von „Konvertierungssperren“ zwischen diesen „Sphären der Gerechtigkeit“. Das betrifft heute vor allem die Grenzziehung gegenüber der Dominanz der Ökonomie und gegenüber einer Statusverteilung, die einseitig auf den ökonomischen Erfolg abstellt. Hierzu gehört die Anerkennung fachlicher Leistung in unterschiedlichsten Feldern ebenso wie die Anerkennung nichterwerbsförmiger Arbeit und verschiedener Formen des Engagements.

Die Krise der Aufstiegsorientierung lässt sich auch als eine Schwächung der Exit-Option verstehen. Das kann sich in zwei Richtungen auswirken: Das Resultat ist ein verstärkter Statusfatalismus, der eine Resignation hinsichtlich der Veränderbarkeit des Lebens und der sozialen Situation fördert. Oder die Voice-Option wird gestärkt, weil nunmehr das Verlassen der sozialen Position durch Aufstieg als Möglichkeit, eine Verbesserung der Lebensqualität zu erzielen, erschwert ist. Die Menschen würden dann, statt zu versuchen, aus den einengenden Situationen, in denen sie sich befinden, „nach oben“ herauszukommen, sich dafür einsetzen, dass die Bedingungen auf diesen Positionen selbst in Richtung auf mehr Autonomie und Gestaltungsmöglichkeiten verändert werden. Die Möglichkeiten für voice, für Partizipation und Teilhabe und für eine Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen zu stärken, wird zu einer zentralen Aufgabe einer Postwachstumspolitik, um die Krise der Aufstiegsorientierung produktiv zu verarbeiten.

Alle diese qualitativen und „horizontalen“ Formen der Erhöhung der Lebensqualität dürfen aber nicht dazu führen, dass die vertikalen Strukturen sozialer Ungleichheit dethematisiert oder gar festgeschrieben werden. Denn die soziale Ungleichheit ist selbst ein zentraler Treiber von Aufstiegsorientierungen und natürlich ist es ein normatives Gebot der Moderne, nicht nur durch Chancengleichheit unter Bedingungen fehlenden Wachstums die Konkurrenzintensität um knappe Aufstiegspositionen zu intensivieren, sondern darüber hinaus auch zu mehr Positionsgleichheit beizutragen (Dubet 2012).

7. Fazit

Das Ziel dieses Beitrags ist, deutlich zu machen, dass die Postwachstumsdebatte sich des Themas der sozialen Ungleichheit und des Sozialen Aufstiegs als eines Versprechens der Moderne annehmen muss. Anderenfalls bleibt sie sozial blind. Sie riskiert dann, soziale Widerstände auszulösen, und es ist damit zu rechnen, dass sie das Schicksal einer „Künstlerkritik“ teilt, wie es von Boltanski und Chiapello (2003) beschrieben wurde. Der „Sozialkritik“ entgegengesetzt konnte sie vom Kapitalismus zu einer neuen Legitimationsordnung vereinnahmt werden. Die Wachstumskritik ihrerseits steht vergleichbar in der Gefahr, zur Rechtfertigung von sozialem Verzicht verfremdet und damit letztlich wirkungslos zu werden. Umgekehrt kann die soziale Kritik die Postwachstumsdebatte nicht ignorieren, ohne die paradoxalen Implikationen zu akzeptieren, die damit einhergehen, wenn das Versprechen einer

Verbesserung der (im umfassenden Sinne verstandenen) Lebensqualität auf Sozialen Aufstieg und Karriere reduziert wird.

In eben diesem Sinne kann das Konzept des „guten Lebens“ aber auch nicht der Frage sozialer Gerechtigkeit und Verteilung entgegengesetzt werden. Vielmehr sind soziale Gerechtigkeit und Verminderung sozialer Ungleichheit eine Voraussetzung für das gute Leben. Versteht man nämlich soziale Gerechtigkeit nicht nur (aber auch) als Einkommensgerechtigkeit und nicht nur (aber auch) als Chancengleichheit im sozialen Aufstieg, sondern als *Herstellung gleicher Möglichkeiten für ein gutes Leben*, so besteht zwischen sozialer Gerechtigkeit und gutem Leben ebenso wenig ein Gegensatz wie zwischen den Werten von Freiheit und Gleichheit. Denn Gleichheit ist vernünftigerweise zu verstehen als gleiche Freiheit.

Die Verbindung von Fragen des guten Lebens mit denen sozialer Gleichheit ist alles andere als konfliktlos und ohne Spannungen und Widersprüche nicht zu haben. Denn natürlich kann das „gute Leben“ zu einer Form der Distinktion mutieren und natürlich stehen für Menschen auf den unteren Stufen sozialer Hierarchie Fragen des Aufstiegs und der materiellen Besser- und Gleichstellung zunächst im Vordergrund. Aber der Versuch einer Verbindung ist die Voraussetzung dafür, die sozialen Gefahren einer Postwachstumskonstellation zu begrenzen und eine positive Vision einer Postwachstumsgesellschaft zu entwerfen.

Literatur

- Baumert, Jürgen (2001): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich, hrsgg. Vom Deutschen PISA-Konsortium. Opladen: Leske.
- Beaud, Stéphane / Pialoux, Michel (2004): Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Konstanz: UVK.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bohle, Hans Hartwig / Heitmeyer, Wilhelm / Kühnel, Wolfgang / Sander, Uwe (1997): Anomie in der modernen Gesellschaft: Bestandsaufnahme und Kritik eines klassischen Ansatzes soziologischer Analyse; in: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander?. Frankfurt/M: Suhrkamp; S. 29-65.
- Boltanski, Luc / Chiapello, Ève (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (1980): Sozialer Sinn. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1984): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bude, Heinz / Willisch, Andreas (2008): Die Debatte über die „Überflüssigen“. Einleitung; in: dies.: Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt/M: Suhrkamp; S. 9-30.
- Burkhardt, Christoph / Grabka, Markus M. / Groh-Samberg, Olaf / Lott, Yvonne / Mau, Steffen (2013): Mittelschicht unter Druck?, hrsgg. von der Bertelsmann-Stiftung. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Campbell, Colin (1987): The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism. Milton Keynes: Blackwell.
- Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert (2005): Die Stärkung des Sozialen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Chassé, Karl August (2010): Unterschichten in Deutschland. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Corsten, Michael (2010): Karl Mannheims Kulturosoziologie. Frankfurt/M-New York: Campus.
- Corsten, Michael (2013): Political economy of the Life Course – Synopse. Unveröff. Manuskript Jena 19. Juli 2013.
- Crouch, Colin (2009): Vom Urkeynesianismus zum privatisierten Keynesianismus – und was nun?; in: Leviathan 37, H.2; S. 318-326.
- Dahrendorf, Ralf (1983): Grenzen der Gleichheit: Bemerkungen über Fred Hirsch; in: Zeitschrift für Soziologie 12, H. 1; S. 65-73.
- Dallinger, Ursula (2011): Prekäre Mitte? Sozialstaat und Mittelschicht im internationalen Vergleich; in: Zeitschrift für Sozialreform 57, H. 1; S. 83-110.

- Deutschmann, Christoph (2008a): Kapitalismus, Religion und Unternehmertum – eine unorthodoxe Interpretation; in: ders.: Kapitalistische Dynamik. Wiesbaden: VS-Verlag; S. 13-40.
- Deutschmann, Christoph (2008b): Geld als absolutes Mittel: Zur Aktualität von Simmels Geldtheorie; in: ders.: Kapitalistische Dynamik. Wiesbaden: VS-Verlag; S. 41-54.
- Deutschmann, Christoph (2008c): Der kollektive „Buddenbrooks-Effekt“. Die Finanzmärkte und die Mittelschichten. Köln: MPIfG Working Paper 8.5.
- Deutschmann, Christoph (2009). Soziologie kapitalistischer Dynamik. MPIfG Working Paper 09/5. Köln.
- Deutschmann, Christoph (2012): Die Unersättlichkeit des Konsums. Kulturelle Modelle und soziologische Erklärungen; in: Philosophie der Psychologie. E-Journal November 2012 (<http://www.jp.philo.at/texte/DeutschmannC1.pdf>).
- Diefenbacher, Hans (2013): Wege aus der Wachstumsgesellschaft – Die Bedeutung einer Veränderung der Rolle von Wachstum und Arbeit in einer Postwachstumsgesellschaft; in: Welzer, Harald/Wiegandt, Klaus (Hg.) Wege aus der Wachstumsgesellschaft. Frankfurt/M: Fischer, S. 158-180.
- Dörre, Klaus (1997): Modernisierung der Ökonomie – Ethnisierung der Arbeit: Ein Versuch über Arbeitsteilung, Anomie und deren Bedeutung für interkulturelle Konflikte; in: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander?. Frankfurt/M: Suhrkamp; S. 69-117.
- Dörre, Klaus (2012): Landnahme, das Wachstumsdilemma und die „Achsen der Ungleichheit“; in: Berliner Journal für Soziologie 22, H. 1; S. 101-128.
- Dörre, Klaus / Scherschel, Karin / Booth, Melanie / Haubner, Tine / Marquardsen, Kai / Schierhorn, Karen (2013): Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Frankfurt/M-New York: Campus.
- Dröge, Kai (2007): „Jetzt lob‘ mich doch endlich mal!“ – Subjektivierte Arbeit und die Fallstricke ihrer Anerkennung; in: Wimbauer, Christine/Henninger, Annette/Gottwald, Markus (Hg.): Die Gesellschaft als institutionalisierte Anerkennungsordnung. Opladen-Farmington Hills: Barbara Budrich; S. 97-117.
- Dubet, François (2012): Die Grenzen der Chancengleichheit, in: Nueva Sociedad Sonderheft Juni 2012; S. 164-171.
- Eißel, Dieter (2012): Ungleichheit und Armut als Movers von Wachstum und Wohlstand?; in: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden. 2. Aufl.: Springer VS; S. 60-77.
- Enquete-Kommission Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität des Deutschen Bundestages (2013): Abschlussbericht Projektgruppe 2 „Entwicklung eines ganzheitlichen Wohlstands- bzw. Fortschrittsindikators“. Kommissionsdrucksache 17(26)87 vom 28.1.2013.

- Enste, Dominik H. / Erdmann, Vera / Kleineberg, Tatjana (2011): Mythen über die Mittelschicht, hrsgg. vom Roman-Herzog-Institut München. München (www.romanherzoginstitut.de).
- Erikson, Robert / Goldthorpe, John H. (1992): *The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies*. Oxford: Clarendon Press.
- Frick, Joachim R. / Grabka, Markus M. (2009): Gestiegene Vermögensungleichheit in Deutschland; in: *Wochenbericht des DIW Berlin Nr. 4*; S. 54-67.
- Fürstenberg, Friedrich (1969): *Das Aufstiegsproblem in der modernen Gesellschaft*. Stuttgart 2. Aufl.: Enke.
- Geiger, Theodor (1962/1955): Typologie und Mechanik der gesellschaftlichen Fluktuation; in: *ders.: Arbeiten zur Soziologie*, hrsgg. Von Paul Trappe. Neuwied-Berlin: Luchterhand; S. 114-150.
- Geißler, Rainer (2011): *Die Sozialstruktur Deutschlands*. Wiesbaden, 6. Aufl.: VS-Verlag.
- Giddens, Anthony (1993): *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M: Fischer.
- Giegel, Hans-Joachim (2004): Gleichheit und Ungleichheit in funktional differenzierten Gesellschaften, in: Schwinn, Thomas (Hg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit*. Frankfurt/M: Humanities Online., S.105-130.
- Giesecke, Johannes / Heisig, Jan Paul (2010): Destabilisierung und Destandardisierung, aber für wen? Die Entwicklung der westdeutschen Arbeitsplatzmobilität seit 1984; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 62, H. 3; S. 403-435.
- Glatzer, Wolfgang / Becker, Jens / Bieräugel, Roland / Hallein-Benze, Geraldine / Nüchter, Oliver / Schmid, Alfons (2009): *Reichtum im Urteil der Bevölkerung*. Opladen-Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Goebel, Jan / Gornig, Martin / Häußermann, Hartmut (2010): Polarisierung der Einkommen: Die Mittelschicht verliert; in: *Wochenbericht des DIW Berlin Nr. 24*; S. 2-8.
- Goffman, Erving (1962): On Cooling the Mark out: Some Aspects of Adaptation to Failure; in: Rose, Arnold M. (Ed.): *Human Behavior and Social Processes*. London: Routledge & Kegan, S. 482-505.
- Goffman, Erving (1990/1963): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/M, 9. Aufl.: Suhrkamp.
- Grabka, Markus M. / Frick, Joachim R. (2008): Schrumpfende Mittelschicht - Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen?; in: *Wochenbericht des DIW Berlin Nr. 10*; S. 101-108.
- Grabka, Markus M. / Goebel, Jan / Schupp, Jürgen (2012): Höhepunkt der Einkommensungleichheit in Deutschland überschritten?; in: *Wochenbericht des DIW Berlin Nr. 43*; S. 3-15.
- Grimm, Natalie (2013): Statusinkonsistenz revisited! Prekarisierungsprozesse und soziale Positionierung; in: *WSI-Mitteilung H. 2*; S. 89-97.

- Groh-Samberg, Olaf / Hertel, Florian R. (2010): Abstieg der Mitte? Zur langfristigen Mobilität von Armut und Wohlstand; in: Burzan, Nicole/Berger, Peter A. (Hg.): Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte. Wiesbaden: VS-Verlag; S. 137-157.
- Gross, Sophie (2008): Die Fachkarriere - Alternative Entwicklungschance oder Abstellgleis?. Arbeitsbericht Nr. 59 des Instituts für Berufs- und Betriebspädagogik der Universität Magdeburg.
- Hardering, Friedricke (2011): Unsicherheiten in Arbeit und Biographie: Zur Ökonomisierung der Lebensführung. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Hirsch, Fred (1980): Die sozialen Grenzen des Wachstums. Eine ökonomische Analyse der Wachstumskrise. Reinbek: Rowohlt
- Hirschman, Albert (1974): Abwanderung und Widerspruch. Tübingen: Mohr.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1987): Gastarbeiterwanderungen und soziale Spannungen; in: Reimann, Helga/Reimann, Horst (Hg.): Gastarbeiter. Analyse und Perspektiven eines sozialen Problems. Opladen. 2. Aufl.: Westdeutscher Verlag; S. 46-66.
- Honneth, Axel (1994): Der Kampf um Anerkennung. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Hradil, Stefan (2005): Soziale Ungleichheit in Deutschland. Wiesbaden, 8. Aufl.: VS-Verlag
- Hürtgen, Stefanie / Voswinkel, Stephan (2012): Subjektivierung der Biographie. Lebensorientierungen und Anspruchshaltungen; in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 37, H.4; S. 347-365.
- ISG (Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik Köln) (2011): Überprüfung der These einer „schrumpfenden Mittelschicht“ in Deutschland, hrsgg. vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Köln 2011.
- Jackson, Tim (2011): Wohlstand ohne Wachstum. : München, 4. Aufl.: oekom.
- Kaletta, Barbara (2008): Anerkennung oder Abwertung. Über die Verarbeitung sozialer Desintegration. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Keynes, John Maynard (1930): Wirtschaftliche Möglichkeiten für unsere Enkelkinder; in: Reuter, Norbert (2007): Wachstumseuphorie und Verteilungsrealität. Marburg: Metropolis, S. 135-147.
- Knuth, Matthias (2011): Widersprüchliche Dynamiken im deutschen Arbeitsmarkt; in: WSI-Mitteilungen 64, H. 11; S. 580-587.
- Köcher, Renate (2008): Aufstiegshoffnungen und Abstiegsängste; in: Kauder, Volker / Beust, Ole von (Hg.): Chancen für alle. Die Perspektive der Aufstiegs-gesellschaft. Freiburg: Herder; S. 36-44.
- Köcher, Renate (2009): Der Statusfatalismus der Unterschicht; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 16.12.2009; S. 5.
- Koppetsch, Cornelia (2013): Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte. Frankfurt/M-New York: Campus.

- Kreckel, Reinhard (1997): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt/M-New York: Campus.
- Lengfeld, Holger / Hirschle, Jochen (2009): Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittdanalyse 1984-2007; in: Zeitschrift für Soziologie 38, H. 5; S. 379-398.
- Lessenich, Stephan (2006): Beweglich – Unbeweglich; in: Lessenich, Stephan/Nullmeier, Frank (Hg.) (2006): Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft. Frankfurt/M-New York: Campus; S. 336-352.
- Lutz, Burkart (1983): Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit; in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2. Göttingen: Otto Schwartz; S. 221-245.
- Lutz, Burkart (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt/M-New York: Campus.
- Luzio, Gaia di (2003): Karrieren im öffentlichen Dienst; in: Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.): Karrierepolitik. Beiträge zur Rekonstruktion erfolgsorientierten Handelns. Opladen: Leske; S. 97-112.
- Mannheim, Karl (1970/1930): Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens; in: ders.: Wissenssoziologie. Neuwied-Berlin 2. Aufl.: Luchterhand.; S. 625-687.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1969/1848): Manifest der Kommunistischen Partei; in: Marx-Engels-Werke Band 4. Berlin: Dietz; S. 459-493.
- Mau, Steffen (2012): Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Merton, Robert K. (1995a): Sozialstruktur und Anomie; in: ders.: Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin-New York: de Gruyter; S. 127-154.
- Merton, Robert K. (1995b): Beiträge zur Theorie des Bezugsgruppenverhaltens; in: ders.: Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin-New York: de Gruyter; S. 217-268.
- Mooser, Josef (1984): Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Münkler, Herfried (2010): Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung. Berlin: Rowohlt.
- Nachtwey, Oliver (2011): Großbritannien: Riot oder Revolte; in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H.9; S. 13-16.
- Neckel, Sighard (1991): Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt/M-New York: Campus.
- Neckel, Sighard (2001): „Leistung“ und „Erfolg“. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft, in: Barlösius, Eva/Müller, Hans-Peter/Sigmund, Steffen (Hg.): Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland. Opladen: Leske; S. 245-265.
- Neckel, Sighard (2008): Die gefühlte Unterschicht. Vom Wandel der sozialen Selbsteinschätzung; in: Lindner, Rolf/Musner, Lutz (Hg.): Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der ‚Armen‘ in Geschichte und Gegenwart. Freiburg-Berlin-Wien: Rombach; S. 19-40.

- Neckel, Sighard (2011): Refeudalisierung der Ökonomie. Zum Strukturwandel kapitalistischer Wirtschaft, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 8. Jg., H. 1; S.117-128.
- Neckel, Sighard / Dröge, Kai / Somm, Irene (2008): Das umkämpfte Leistungsprinzip; in: Dröge, Kai/Marrs, Kira/Menz, Wolfgang (Hg.): Rückkehr der Leistungsfrage. Berlin: edition sigma; S. 41-56.
- Neugebauer, Gero (2007): Politische Milieus in Deutschland. Bonn: Dietz.
- Nierling, Linda (2013): Anerkennung in erweiterter Arbeit. Berlin: edition sigma.
- Nullmeier, Frank (2000): Politische Theorie des Sozialstaats. Frankfurt/M-New York: Campus.
- Paech, Nico (2013): Wege aus der Wachstumsdiktatur; in: Welzer, Harald/Wiegandt, Klaus (Hg.) Wege aus der Wachstumsgesellschaft. Frankfurt/M: Fischer, S. 200-219.
- Pollak, Reinhard (2010): Kaum Bewegung, viel Ungleichheit. Eine Studie zu sozialem Auf- und Abstieg in Deutschland. Hrsgg. von der Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin.
- Reisch, Lucia (1995): Status und Position. Kritische Analyse eines sozioökonomischen Leitbildes. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.
- Rosa, Hartmut (2006): Wettbewerb als Interaktionsmodus; in: Leviathan 34, H.1; S. 82-104.
- Rosa, Hartmut (2009): Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik; in: Dörre, Klaus/Lessenich, Stephan/Rosa, Hartmut (2009): Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Frankfurt /M: Suhrkamp; S. 87-125.
- Rothe, Thomas (2009). Bewegungen auf dem Arbeitsmarkt. Eine Analyse aus gesamtwirtschaftlicher Perspektive. IAB-Bibliothek 317. Bielefeld: Bertelsmann.
- Runciman, Walter Garrison (1966): Relative Deprivation and Social Justice. A Study of Attitudes to Social Inequality in Twentieth Century Britain. London: Routledge & Paul.
- Sarrazin, Thilo (2010): Deutschland schafft sich ab: Wie wir unser Land aufs Spiel setzen. München, 2. Aufl.: DVA.
- Schöneck, Nadine M. / Mau, Steffen / Schupp, Jürgen (2011): Gefühlte Unsicherheit - Deprivationsängste und Abstiegssorgen der Bevölkerung in Deutschland. SOEP Papers 428, hrsgg. vom DIW Berlin.
- Schwinn, Thomas (2004): Institutionelle Differenzierung und soziale Ungleichheit; in: ders. (Hg.): Differenzierung und soziale Ungleichheit. Frankfurt/M: Humanities Online; S. 9-68.
- Seidl, Irmi / Zahrt, Angelika (2010): Argumente für einen Abschied vom Paradigma des Wirtschaftswachstums; in: dies. (Hg.): Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg: Metropolis; S. 23-36.
- Simmel, Georg (1989): Philosophie des Geldes. Frankfurt/M: Suhrkamp.

- Simmel, Georg (1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Skidelsky, Robert und Edward (2013): Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens. München: Kunstmann.
- Somm, Irene (2006): Lokale Zugehörigkeit und Status. Zur Analyse lokaler Statusunsicherheiten bei urbanen Mittelklassemilieus. Dissertation Gießen 2006. Download: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2006/3632/pdf/Sommlirene-2006-06-30.pdf>.
- Streeck, Wolfgang (2013): Gekaufte Zeit: Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Thom, Norbert (2008): Trends in der Personalentwicklung; in: Thom, Norbert/Zaugg, Robert J. (Hg.): Moderne Personalentwicklung. Wiesbaden 3. Aufl.: Gabler; S. 4-18.
- Tietze, Nikola (2006): Ausgrenzung als Erfahrung. Islamisierung des Selbst als Sinnkonstruktion in der Prekarität; in: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hg.): Das Problem der Exklusion. Hamburg: Hamburger Edition; S. 147-173
- Veblen, Thorstein (2007): Theorie der feinen Leute. Frankfurt/M: Fischer.
- Vester, Michael / Oertzen, Peter von / Geiling, Heiko / Hermann, Thomas / Müller, Dagmar (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Vester, Michael / Teiwes-Kügler, Christel / Lange-Vester, Andrea (2007): Die neuen Arbeitnehmer. Hamburg: VSA.
- Vogel, Berthold (2009a): Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Vogel, Berthold (2009b): Das Prekariat – eine neue soziale Lage?; in: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Frankfurt/M-New York: Campus; S. 197-208.
- Voswinkel, Stephan (2001): Anerkennung und Reputation. Die Dramaturgie industrieller Beziehungen. Konstanz: UVK:
- Voswinkel, Stephan (2012): Verstrebungen der Fluidität. Ansprüche von Beschäftigten und Politiken von Organisationen im Wandel der Anerkennungsverhältnisse; in: Industrielle Beziehungen 19, H. 4; S. 412-431.
- Voswinkel, Stephan (2013): Gekaufte Wertschätzung? Anerkennung durch Konsum; in: Honneth, Axel/Lindemann, Ophelia/Voswinkel, Stephan (Hg.): Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart. Frankfurt/M-New York 2013: Campus; S. 121-154.
- Voswinkel, Stephan / Wagner, Gabriele (2013): Vermessung der Anerkennung. Die Bearbeitung unsicherer Anerkennung in Organisationen; in: Honneth, Axel/Lindemann, Ophelia/Voswinkel,

Stephan (Hg.): Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart. Frankfurt/M-New York 2013: Campus; S. 75-120.

Wagner, Gabriele (2004): Anerkennung und Individualisierung. Konstanz: UVK.

Walzer, Michael (1994): Sphären der Gerechtigkeit. Frankfurt/M-New York: Campus.

Welzer, Harald (2013): Der Abschied vom Wachstum als zivilisatorisches Projekt; in: Welzer, Harald/Wiegandt, Klaus (Hg.) Wege aus der Wachstumsgesellschaft. Frankfurt/M: Fischer, S. 35-59.

Wimbauer, Christine (2012): Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt am Main/New York: Campus.